Psychiatrische Klinik und Poliklinik der Universität Zürich

*(Arbeiten unter Leitung von Prof. Hans W. Maier)*

# Beiträge

zur

# Kasuistik der psychischen Infektionen

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde

der Medizinischen Fakultät

der UNIVERSITÄT ZÜRICH

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

vorgelegt von

Armin Wilhelm Gottlieb Wedekind

prakt. Arzt

aus Zürich

Johann Ambrosius Barth, Leipzig

1917

Erschienen im Journal für Psychologie und Neurologie,
Band 22, Heft 6, und Band 23, Heft 1.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Meinen Eltern.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41507221_0039

# Beiträge zur Kasuistik der psychischen Infektionen.

Von

Armin W. Wedekind, Zürich.

Schon im Anfang des letzten Jahrhunderts wurden Fälle von Massenepidemien als psychische Infektion von psychiatrischer Seite beschrieben. Es waren das historisch-medizinische Studien über Vorkommnisse des Mittelalters, wie die Kreuzzüge, die Kinderkreuzzüge, der Veitstanz und viele religiöse Gebräuche, die damals ihr Unwesen trieben und von denen sich einzelne bis in unsere Zeit hinübergerettet haben[1]).

In der 2. Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wandte sich die Aufmerksamkeit mehr den Familienepidemien und jenen vereinzelten Fällen von Übertragung von Geisteskrankheiten zu, welche die Franzosen „folie à deux" nannten und wofür 1883 von Lehmann (44) der Name „induziertes Irresein" geprägt wurde. Dieser Begriff war ursprünglich weiter, als die folie à deux der Franzosen, indem auch kleinere Epidemien dazugerechnet wurden. Mit der Zeit aber wurde er so eingeschränkt, daß heutigestages die Frage besteht, ob das induzierte Irresein strenggenommen überhaupt vorkomme (siehe unten). Die französischen Autoren erwähnen nur Fälle von Paranoiaübertragung. Immerhin ist hier die Paranoia nicht in dem modern Kraepelinschen Sinne gefaßt, sondern umfaßt auch Bilder, die heute zur Schizophrenie, Hysterie und Psychopathie zählen. Sie stellen in der folie à deux folgende Unterabteilungen auf:

1. Folie imposée; Fälle, die nur während der beständigen Einwirkung der erkrankten Persönlichkeit Symptome zeigen.
2. Folie communiquée; die übernommenen Wahnideen werden auch nach der Trennung beibehalten und weiter verarbeitet. Die Krankheit hat abgefärbt, indem die Ansteckung tief ins Seelenleben eindrang.
3. Folie simultanée (gémellaire); zwei oder mehr beisammenlebende Personen erkranken gleichzeitig an derselben Psychose, ohne daß ein psychisch genetischer Zusammenhang ersichtlich ist.
4. Folie transformée; zwei oder mehr Geisteskranke übertragen aufeinander ihre Symptome. Das kann einseitig oder gegenseitig geschehen. Dazu hat Weigandt (88) eine Zusammenstellung der hier in Betracht kommenden Psychosen und Symptome gemacht.

[1]) Man vergleiche das Literaturverzeichnis bei Wollenberg (91) und Schoenfels (71).

Wir wollen gleich hier bemerken, daß die unter 3. und 4. genannten Fälle nicht zum induzierten Irresein, wie wir es verstehen, noch zu den psychischen Infektionen in dem Sinne, daß die Ansteckung kausal bedeutsam ist, gerechnet werden können.

Von den deutschen Autoren haben 1889 schon Wollenberg (91) und 1902 Koelpin (41) gesagt, daß eigentlich nur die erste Form der Franzosen, die folie imposée, zum induzierten Irresein gerechnet werden könne. Wollenberg behauptet, daß namentlich Hysterie und Paranoia, seltener manische und melancholische Zustände übertragen werden. Kroener 1890 (43) ist der Ansicht, daß man die folie imposée von der folie communiquée nicht trennen dürfe, da erstere nur die Vorstufe der letzteren sei. Schoenfeld 1894 (71) rechnet nur die folie communiquée zum induzierten Irresein. Er verlangt, daß eine eigentliche Psychose übertragen werde, als klinisch abgegrenztes Bild, nicht nur in einzelnen Symptomen. Eine Psychose aber bleibe bestehen und weiche nicht logischen Gegengründen. Er scheidet, wie wir oben schon vorgeschlagen, die folie simultanée und transformée der Franzosen aus; ferner die Emotionspsychosen, da bei diesen die Infektion nur die Rolle einer Gelegenheitsursache spiele. Weigandt 1905 (88) fordert bestimmten Nachweis, daß die infizierte Person ohne jene Ansteckung nicht erkrankt wäre.

Danach stellt er eine Einteilung des induzierten Irreseins auf, mit besonderer Berücksichtigung der vererbten Disposition:

1. Die infizierte Person ist erblich belastet, so daß die Infektion einer Gelegenheitsursache gleichkommt. Dazu gehören:
   a) Blutsverwandte; z. B. Zwillinge mit derselben Psychose, welche Tatsache zu der Theorie einer in allen Einzelheiten vererbten Geisteskrankheit führte.
   b) Erblich stark Belastete ohne Blutsverwandtschaft und zu Geisteskrankheiten Disponierte; z. B. Eheleute, die an Paranoia oder Melancholie erkranken.
   c) Bereits Geisteskranke, die sich gegenseitig in der Art des Auftretens ihrer Symptome beeinflussen = Folie transformée.
2. Die infizierte Person ist völlig gesund = Folie imposée der Franzosen, oder induziertes Irresein im engeren Sinne des Wortes. Dabei kann es sich um auch ganz akute, vorübergehende Zustände handeln, z. B. Fälle von Hysterie.
3. Der Geisteskranke überträgt nur Symptome seiner Krankheit auf psychisch Gesunde, ohne daß sie ausgesprochen geisteskrank in landläufigem Sinne werden und sämtliche Symptome des Kranken übernehmen. Gerade diese Fälle nennt Weigandt die sozial gefährlichen; z. B. affektbetonte Ideen, die zu gemeingefährlichen Handlungen führen.

Meyer 1905 (50) nimmt eine Induktionsmöglichkeit bei Paranoia und Dementia praecox an, bestreitet sie aber beim zirkulären Irresein. 1908 schreibt Ast (2): Es gibt keine eigentliche Übertragung einer echten Psychose. Die beschriebenen Fälle seien alle durch den Kontakt nur ausgelöst worden und haben den Inhalt des Symptomenkomplexes übernommen. Die Induktion spielt nach ihm nur bei der folie imposée Schwachsinniger und abnorm Suggestiver eine Rolle.

Nur äußerst selten würden Gesunde beeinflußt. In beiden Fällen trete nach der Trennung rasch wieder Heilung ein, was allein schon dafür spreche, daß keine eigentliche Psychose übertragen worden sei. Leibowitz 1910 (45) stellt eine ähnliche Einteilung wie Weigandt auf.

Partenheimer 1911 (59) beschreibt 5 Fälle, die unserer Meinung nach eben der 3. und 4. Unterabteilung der Franzosen entsprechen. Er schließt die Emotionspsychosen vom induzierten Irresein aus, weil die induzierende Person nur auslösendes Moment sei und die induzierte oft auch ein ganz anderes Krankheitsbild zeige. Er glaubt, daß eine erbliche Disposition für die Entstehung des induzierten Irreseins verlangt werde, und daß man gerade deshalb von einer eigentlichen Übertragung nicht sprechen könne. Ein gesunder Mensch aber lasse sich von einem Geisteskranken schon gar nicht beeinflussen. So kommt Partenheimer zum Schlusse, daß das induzierte Irresein strenggenommen gar nicht vorkomme. Eine Erkrankung einer erblich nicht belasteten, also nicht prädisponierten Person lediglich durch Umgang mit Geisteskranken an einer mit diesen identischen Psychose, die auch nach Isolierung noch anhalte, gebe es nicht. Etwas Ähnliches treffe man höchstens bei Paranoia. Bonhoeffer 1911 (9) nennt das induzierte Irresein einen psychogenen Erkrankungsvorgang auf dem Boden leichter Debilität. Dazu komme fast immer eine Disposition in Betracht, auch bei der Übertragung von manisch-depressiven Zustandsbildern. Dementia praecox kann seiner Meinung nach nicht induziert werden. Riebeth 1914 (62) dagegen glaubt, daß bei Dementia praecox eine psychogene Auslösung möglich ist. Zudem gebe es Fälle, wo eine Hysterie die Dementia verdecke. Auch Bleuler (5) ist der Ansicht, daß eine emotive Einwirkung bei vorhandenem primären Krankheitsprozeß sekundäre Erscheinungen von Dementia praecox hervorrufen kann und so für die Ausgestaltung der Symptome Bedeutung habe.

Nach Riebeth erfüllt das induzierte Irresein alle Forderungen, die an eine psychogene Krankheit gestellt werden. Es gäbe dabei Übergänge von leichter psychischer Affektion bis zur unheilbaren Psychose. Doch sei bei Fällen, wo eine ganze Krankheit übertragen werde, die Induktion nur auslösende Ursache. Eine Geisteskrankheit könne bei einer anderen, disponierten Person durch emotive Einwirkung eine psychische Störung hervorrufen, ohne daß eine innere Verwandtschaft zwischen induzierender und induzierter Psychose vorhanden ist. Die Primärerkrankung spielt dann die Rolle irgendeiner psychischen Veranlassung. Durch Induktion können bei sekundär Erkrankten psychogene Krankheitsformen hervorgerufen werden, falls eine Disposition, die Riebeth hier Suggestibilität nennt, vorhanden ist. Eine Paranoia im engeren Sinne könne nicht übertragen werden. Organische Psychosen könnten auch nur bei starker Veranlagung durch Induktion in ihrem Ausbruch beeinflußt werden. Die direkte Übertragung einer Psychose sei nicht bewiesen. Auf Gesunde mit „undisziplinierter Intelligenz" würden zuweilen psychopathische Symptomenkomplexe übertragen, z. B. durch Massensuggestion. Zum Schlusse schlägt Riebeth vor, die Bezeichnung „folie imposée" nur für die rein psychogenen Erkrankungen, „folie communiquée" für die Fälle, wo Symptomenkomplexe bei organisch aufzufassenden Erkrankungen übertragen werden, zu verwenden.

Kraepelin 1915 (42) trennt unter psychischer Ansteckung vom induzierten

Irresein die Fälle von Massen- und kleineren Epidemien, wo man nicht von einer eigentlichen Geisteskrankheit sprechen könne, sondern von einem vorübergehenden Zustande, in dem durch die Erregung die Besonnenheit getrübt und die Selbstbeherrschung aufgehoben sei.

Beim induzierten Irresein unterscheidet Kraepelin folgende drei Abteilungen:

1. Induziertes Irresein bei Hysterischen oder bei manisch-depressiven Zuständen, als eine gemütliche Erregung, wobei sich die Krankheitsbilder der aktiven und passiven Person nicht genau zu gleichen brauchen.
2. Folie imposée, bei der einzelne Störungen oder ganze Krankheitsbilder (z. B. Hysterie, religiöser Wahnsinn, Querulantenwahn, andere paranoische Bilder, pathologische Schwindler usw.) meist ohne daß eine selbständige Verarbeitung eintrete, dauernd oder vorübergehend übertragen werden.
3. Folie communiquée: Darunter versteht er das seltene Auftreten von einer Psychose, wie der Dementia praecox oder dem manisch-depressiven Irresein, mit von außen aufgenommenen Wahnbildungen, aber in durchaus selbständiger Entwicklung. Dabei ist anzunehmen, daß nur solche Personen in der Familie durch die Erregung bei dem Ausbruch einer Geistesstörung eines Verwandten erkranken, die schon den Keim des Leidens in sich tragen.

## Kasuistik.

### Fall I.

Das Grenzwerk L. liegt auf einsamer Bergeshöhe, ungefähr zwei Stunden entfernt von jeder menschlichen Behausung inmitten wilder Felsen. Es wird in Friedenszeiten von einer ca. 20 Mann starken Besatzung gehalten, die unter der Führung eines höheren Unteroffiziers steht. Die Mannschaft ist bei schlechter Witterung vollständig von der Welt abgeschnitten. Sie wird alle 4 Wochen abgelöst.

Am 22. Juni 1909 — also in vollem Frieden — erschoß sich der 22jährige Soldat Z. auf dem Abort der Kasematte mit dem Ordonnanzgewehr. Derselbe war wegen Trunkenheit seit 8 Tagen in scharfem Arrest und hätte am morgigen Tag aus seiner Haft entlassen und nach einer anderen Garnison versetzt werden sollen. Als er aus dem Arrestlokal zum Mittagessen ins Speisezimmer geführt wurde, verlangte er auf den Abtritt zu gehen. Neben der Türe standen am Rechen die geladenen Gewehre der Wache. Es gelang ihm, unbemerkt eines davon mit in den Abort zu nehmen. Dort drehte er sich aus Papier einen Bolzen, steckte ihn in den Abzugsbügel, worauf er mit den Füßen abdrückte. Die anderen Soldaten saßen gerade beim Mittagessen, als der Schuß krachte; sie stürzten herbei und fanden die Türe verschlossen. Auf ihr Rufen hin ertönte kein Laut, so daß sie sofort ein Unglück vermuteten und ins Tal berichteten. Im Beisein des Militärarztes wurde die Türe geöffnet: Mit zerschmettertem Schädel lag der Tote da, Knochensplitter und Hirnfetzen hingen an den Wänden. In seinen Taschen fand man 4 Liebesbriefe an vier Geliebte gerichtet, alle ungefähr gleichlautend über das Thema: „Es hat nicht sollen sein"; ferner zwei Schmähbriefe an Vorgesetzte mit „vorzüglicher Hochachtung" unterzeichnet. Sein Vater war Alkoholiker und endete ebenfalls durch Selbstmord; ein Bruder war Trinker. In den Augen seiner Kameraden war er, abgesehen von seinem Trinken, ein ordentlicher Mensch gewesen. Er hatte jeden Monat einen Teil seines Verdienstes seiner kranken Mutter nach Hause geschickt.

Seine Versetzung aus dem Dienst schien er sehr schwer genommen zu haben.

Da die Leiche wegen Transportschwierigkeiten nicht sofort weggeschafft werden konnte, wurde sie im Gange der Kasematte aufgebahrt. Der Abort mußte gründlich gereinigt, die Knochenfetzen verbrannt werden. Das Hirn wurde, da es nicht mehr im

Kopfe Platz hatte, in einem Gefäß in der Nähe des Fort begraben; das Bettzeug und die Matratze des Verstorbenen mit Petroleum übergossen und verbrannt.

Alle diese Ereignisse waren dazu angetan, die Besatzung in eine eigentümlich aufgeregte Stimmung zu versetzen. Dadurch, daß sie oft über den Vorfall sprachen, die entsetzlichen Eindrücke der Bergung sich immer wieder vor Augen führten, wurde die erste Aufregung frisch erhalten und so sehr genährt, daß fast alle in einen unheimlichen Gemütszustand gerieten. Keiner wagte mehr, jenen Abort zu benutzen, oder das Eßgeschirr zu holen, welches in dem Gang stand, wo die Leiche aufbewahrt wurde.

Die Leiche wurde abgeholt, aber keiner der Kameraden durfte zur Beerdigung mitgehen. So blieb auch jetzt noch jenes Grauen unter den Leuten bestehen. Sie kamen auf die Idee, daß der Geist ihres Kameraden in der Umgebung des Forts umgehe, da er wegen seines Verbrechens nicht zur Ruhe komme. Durch Erzählen von ähnlichen Schauergeschichten wurde die Atmosphäre immer gedrückter und ängstlicher. Der 30jährige Rechnungsunteroffizier W., der notorischer Trinker ist, wollte nicht mehr allein in seinem Zimmer schlafen, ja er wagte sich kaum ins Bett und wäre niemals anders als mit der geladenen Pistole neben sich eingeschlafen. Er war nur zufälligerweise im Werk anwesend. Da er durch seine Meldung den Soldaten Z. zur Bestrafung gebracht hatte, hielt er sich an seinem Tode für mitschuldig.

Vier Tage nach dem Selbstmord des Soldaten Z. war eine schwarze, stürmische Nacht mit Nebeltreiben. Der Wachtmeister A., ein kleiner, etwas ängstlicher Bursche, der nicht trank, machte abends spät noch eine Runde. Dabei bemerkte er beim Südportal des Forts einen Mann, der bei seiner Annäherung sich lautlos aus dem Staube machte und verschwand. Er teilte seine Beobachtung der gerade stehenden Schildwache mit und empfahl ihr, streng aufzupassen. Darauf kehrte er ins Wachtlokal zurück. Kaum fünf Minuten nachher alarmierte die Südportalwache telephonisch: Sie habe einen Mann vom äußeren Straßenende gegen die Straßenmitte auf die Kasematte zuschreiten sehen in einer Entfernung von ca. 80 m; derselbe sei dann wieder verschwunden. Der Wachtmeister versprach mit zwei Mann zu Hilfe zu kommen. Er ging eine steile Treppe außen am Fort herunter. Etwa halb unterwegs kamen ihm zwei Männer entgegen. Da sie auf dreimaliges „Wer da!" nicht antworteten und zwei weitere Leute anscheinend ihnen auf dem Fuße folgten, feuerte der Wachtmeister zwei Schüsse den beiden entgegen. Alle vier verschwanden; wie der Wachtmeister glaubte, um den Felsen herum. Der eine begleitende Soldat sah die Leute nicht, doch hörte er sie davonlaufen und feuerte auch. Der andere sah in größerere Distanz einen Menschen in der Dunkelheit verschwinden. In der Meinung, die beiden Soldaten folgten ihm, stürzte der Wachtmeister allein nach vorne. In der Straßenkehre sah er weitere zwei Mann, wollte auf sie feuern, aber das Gewehr, mit dem er soeben zwei Schüsse gefeuert, versagte. In diesem Moment stürzten zwei weitere Mann, die, wie er glaubte, hinter den Felsen auf ihn gelauert hatten, hervor. Einer riß ihm das Gewehr aus den Händen und warf es weg, dann packten beide ihn an der Bluse, schüttelten ihn, hoben ihn hoch, schlugen ihm den Hacken (stellten ihm das Bein) und warfen ihn zu Boden. Dann nahm einer einen großen Stein und schleuderte ihm denselben auf die linke Brust, so daß er halb bewußtlos liegenblieb. Alles dies geschah ganz lautlos, ohne daß ein Wort gesprochen wurde, und der Wachtmeister also einen an der Sprache hätte erkennen können. Als er wieder zu sich kam, rief er laut um Hilfe.

Unterdessen war der eine der ihn begleitenden Soldaten in die Kaserne zurückgeeilt, um die übrige Pikettmannschaft zu alarmieren. Diese war zum Teil durch das Schießen schon geweckt worden, als der Soldat totenbleich in den Schlafsaal rief: es sei eine Bande draußen, die sie überfallen wolle. Man wollte ihm zuerst nicht glauben; als man aber weitere Schüsse hörte, weckte man den Rechnungsunteroffizier und telephonierte nach dem Fähnrich R., der in dem Kommandohaus 10 Minuten unterhalb des Werkes schlief. Aber das Telephon versagte zum großen Schrecken der Leute, die sofort überzeugt waren, daß die vermeintlichen Feinde das Kabel durchschnitten hätten. Drei Mann eilten nun die Treppe hinunter, um dem Wachtmeister zu Hilfe zu kommen. Die anderen scharten sich vor dem Haupttor um den Rechnungsunteroffizier. Die

Schildwachen wurden verdoppelt. Wachtmeister A. bekam endlich Hilfe. Da sah er die 4 Männer sofort, ihre am Boden liegenden Filzhüte mitnehmend, verschwinden. Die drei Soldaten nahmen ihn halbtot auf und trugen ihn in die Kasematte hinauf, wo sie ihn zu Bett legten. Der Rechnungsunteroffizier ließ daraufhin eine Reihe Schreckschüsse in die Dunkelheit feuern, ohne daß irgend jemand bemerkt wurde. Der Soldat T., ein sonst ruhiger schwerfälliger Mensch, blieb allein im Wachtlokal zurück. Da er das anhaltende Schießen vernahm und keine Meldung bekam, telephonierte er an die Wache der Garnison im Tal: „Die hiesige Wache sei überfallen worden und das ganze Fort werde zusammengeschossen!" Die Talwehr wurde geweckt und da vom Grenzwerk noch immer nur unbestimmte Meldungen „es sei geschossen worden und Wachtmeister A. sei überwältigt und geschlagen worden" erhältlich waren, in drei Abteilungen von verschiedenen Seiten gegen das Fort hinaufgeschickt. Ein Rest der Talwehr blieb unten auf Pikett gestellt. Unterdessen wagte auf dem Fort eine Patrouille zu dem Kommandohaus zu Fähnrich R. durchzudringen. Derselbe wurde durch langes Klopfen geweckt, war zuerst sehr erstaunt, da er bei dem stürmischen Wetter von allem nichts gehört hatte. Die Aufregung teilte sich ihm aber bald mit. Er ordnete sofort an, daß alles genau abgesucht werde.

Dabei entdeckte man Fußtritte, die von der Straße aus gegen die Kaserne führten, fand ein Taschentuch und ein Soldatenmesser. Gegen die Morgendämmerung traf man mit den aus dem Tale aufsteigenden Truppen zusammen. Niemand hatte irgendeinen Menschen gehört noch gesehen. Auch am nächsten Bahnhof, wohin eine Abteilung zur genauen Kontrolle der Passanten geschickt wurde, war nichts zu entdecken.

So kam man allmählich zur Einsicht, daß alles nur schreckhafte Einbildung gewesen sein mußte. Jene Fußspuren stammten offenbar von Wachtmeister A. her. Niemand hatte einen Laut gehört, kein Schuß war von der anderen Seite gefallen; kein Mann wurde längere Zeit gesehen, da er jeweilen plötzlich verschwand. Alle Beteiligten wurden überzeugt, daß sie sich getäuscht hatten. Einzig Wachtmeister A. bestand darauf, daß es wirkliche Männer gewesen seien und nicht vor Angst und Aufregung eingebildete. Er hatte sich zwar bald von seinem Schrecken erholt. Seine Bluse war an der linken Brustseite und am linken Ärmel etwas zerrissen. An der Brust selber war die Stelle des vermeintlichen Steinaufschlages, die unmittelbar nachher stark rot gewesen sein soll, am anderen Morgen kaum mehr zu sehen. Den Riß in der Bluse hätte er ebensogut von einem Fall bekommen können.

Da die Leute noch immer aufgeregt waren und nichts mit ihnen anzufangen war, wurde der Wachtmeister und ein Teil der Besatzung zu der Talwehr versetzt und dort durch den Militärarzt beobachtet. Auch die übrige im Werk gebliebene Mannschaft wurde für die nächsten Tage möglichst vom Wachtdienst dispensiert und dieser durch frische Leute versehen. Es kam in der Folgezeit auch nichts Derartiges mehr vor. Der Wachtmeister, der Rechnungsunteroffizier, die Schildwache, die alarmiert hatte, und die beiden begleitenden Soldaten erholten sich mit der Zeit vollständig von ihrem Schrecken. Auch sie zeigten weiterhin keinerlei ähnliche Erscheinungen und hatten deutlich Einsicht, daß sie sich getäuscht hatten. Bei Wachtmeister A. dauerte es jedoch mehr als zwei Monate, bis es ihm aufdämmerte, daß er in Wahrheit in dem steilen, steinigen Gelände gestürzt war und sich dabei die Kleider zerrissen hatte. Trotz genauer psychiatrischer Beobachtung von seiten des Arztes war bei ihm von ausgesprochen nervöser Disposition nichts zu finden.

Trotz der Erholung wurden alle diese Leute nachträglich versetzt. Der Fähnrich R. bekam einen scharfen Verweis wegen Verschwendung von Munition.

Aus den verschiedenen Akten und durch Einvernahme von fünf der Beteiligten konnte ich den Vorfall in oben geschilderter Weise genau rekonstruieren. Leider konnte ich keinen der vier Hauptbeteiligten untersuchen, da sie versetzt worden und über ihren ferneren Verbleib keine Auskunft zu haben war. Doch vermochte ich aus den Angaben des Militärarztes und seiner fünf Kameraden zu ersehen, daß keiner derselben bei seiner Umgebung in nervöser Beziehung als krankhaft veranlagt, oder als Alkoholiker galt. Als Beruf trieb ein jeder ein Gewerbe: Der Wachtmeister war Bäcker, die drei Soldaten

Mechaniker, Schlosser und Appreteur. Sie taten im übrigen ihren Dienst ordentlich und hatten niemals früher irgendwelche Neigung zu solch phantastischen Abenteuern gezeigt.

Der Gang der Infektion ist vollständig klar: Eine Gruppe von ca. 20 Menschen, eng zusammengepfercht und von der Umwelt gänzlich abgeschlossen, wird durch den Selbstmord eines ihrer Kameraden in hochgradige Aufregung gebracht. Die den Leuten gräßlich erscheinenden äußeren Umstände — ich erinnere nur an das verspritzte Hirn, die lang aufbewahrte Leiche — halten diese Stimmung aufrecht. Der Tod ist ja an sich etwas, was wenig gebildeten Leuten, und mit solchen haben wir es hier zu tun, ein gewisses Grauen einflößt, besonders, wenn er nicht in der natürlichen Weise vor sich geht. Die Beisetzung des Gehirns in der Nähe des Forts, das Verbrennen der Knochensplitter im Herde der Küche, ferner die Tatsache, daß keiner der Soldaten zur Beerdigung des Kameraden gehen durfte, alles das war wohl dazu angetan, bei den Leuten den Glauben zu bestärken, daß ihr Kamerad als Geist umgehe.

Das sorgfältige Verbrennen des Bettzeuges und der Matratze des Unglücklichen sieht auch wie eine Art Bannung des Geistes des Verstorbenen aus, als hätte man alles, was denselben noch an die Unglücksstelle hätte binden können, vernichten wollen! Da bedurfte es dann auch nur einer stürmischen Nacht mit Nebeltreiben als Anlaß, um bei den Leuten jene Visionen und Halluzinationen hervorzurufen, die wir beschrieben haben. Daß es sich bei Wachtmeister A. um Halluzinationen handelt, ist schon daraus ersichtlich, daß er stets „2 Männer" oder 2mal „2 Männer" gesehen hat. Es war dies offenbar ein Bild, das ihm vorschwebte. Eine Korrektur seiner Visionen war nicht so bald zu erwarten, da sich dieselben meistens fest mit der Wirklichkeit verweben (vgl. Rülf [66]).

Ähnliche Fälle werden ja in dem jetzigen Weltkrieg zu Hunderten vorkommen und speziell der „falsche Alarm" ist ja etwas Allbekanntes in der Militärgeschichte. Ich möchte hier nur an den Russisch-Japanischen Krieg erinnern, die Beschießung englischer Fischerboote im Ärmelkanal durch die russische Flotte, von welcher erstere für japanische Torpedoboote gehalten wurden. Ferner erzählt Oberst Gertsch in seinem Buche über den Rückzug einer japanischen Kavalleriedivision, die in dem Rollen eines Eisenbahnzuges das Nahen großer feindlicher Artilleriemassen zu vernehmen glaubte. Es ist mir der Fall bekannt, wo eine Brigade während des jetzigen Krieges durch das Knarren eines Räderkarrens während 36 Stunden alarmiert blieb. — Was an dem von uns beschriebenen Falle eigenartig bleibt, ist das Auftreten von Gefühlshalluzinationen: jener Sturz des Wachtmeisters A., der vollständig in einen Ringkampf mit vier Männern umgedeutet wurde. Wir sehen, wie sogar kompliziertere Vorgänge sich in allen Einzelheiten einbilden lassen und als solche eingeprägt bleiben und wie langer Zeit (2 Monate) es bedarf, um dieselben erblassen zu machen.

### Fall II.

Am 1. März 1912 wurde der 72jährige Hermann M. von A. und seine 41jährige Tochter Martha von 2 Kantonspolizisten in die Heilanstalt Burghölzli zur Beobachtung eingeliefert.

Der Vater Hermann M. stammte aus einer durchaus gesunden Bauernfamilie. Aus seiner 1865 geschlossenen Ehe hatte er drei Kinder. Die beiden älteren, Gottlieb und Berta, sind angeblich nie ernsthaft krank gewesen. Gottlieb macht jedoch einen

ausgesprochen psychopathischen Eindruck und gilt auch in seiner Umgebung als ein eigentümlicher und starrsinniger Mensch, mit dem sich schwer verkehren läßt. Berta ist verheiratet, war stets eine tüchtige Arbeiterin und Mutter und zeigt ein ruhiges einfaches Wesen. — Der Vater will als Kind immer gesund gewesen sein. Er besuchte vom 6. bis 9. Jahre die Alltagsschule in H. 1849 brannte dort das elterliche Haus ab, ohne daß jemand besonders zu Schaden kam. Die Familie kaufte darauf ein kleines Gut in A., welches M. jetzt noch bewirtschaftet hat. Hier ging er drei weitere Jahre in die Alltags- und später 3 Jahre in die Repetierschule. Nach seiner Angabe gehörte er zu den mittelmäßigen Schülern, sei aber nie sitzengeblieben. Nach seiner Konfirmation 1856 erlernte er die Seidenweberei, die er bis zu seinem 60. Jahr als Heimarbeit betrieb. Nebenbei bewirtschaftete er sein Gut. Vom Militärdienst wurde er nach einem Jahr wegen zu geringer Sehschärfe des linken Auges befreit. Ins Wirtshaus ging er schon aus Sparsamkeitsgründen nicht. Er trank auch sonst wenig und rauchte wenig. Sonntags war er am liebsten mit den Seinen. Vom Bezirksgericht A. war er dreimal vorbestraft: 1863 wegen Körperverletzung, 1880 wegen Diebstahl und 1909 wegen tätlicher Beschimpfung. Die ersten beiden Straftaten schildert er als unbedeutend, die letzte wird uns noch beschäftigen. — In die Kirche ging er wenig, angeblich weil er seine Kinder nicht gut genug anziehen konnte. Mit 25 Jahren heiratete er und lebte glücklich mit seiner Frau bis zu deren 1900 erfolgtem Tode. Sie war das lebhaftere Element in der Ehe, die auch namentlich die Erziehung der Kinder leitete. Er war von jeher stiller und hielt sich gern für sich. Es fehlte ihm nicht an Verständnis für allgemeine Angelegenheiten, doch betätigte er sich nie praktisch darin. Wohl konnte er sich eine eigene Meinung bilden, doch hatte er Mühe sich auszudrücken. Zu Lebzeiten seiner Frau lebte er ruhig und hatte nie mit jemand Streit. Er hatte sein rechtschaffenes Auskommen, so daß keine direkten Sorgen ums tägliche Brot bestanden. 1900 mußte er seine Seidenarbeit aufgeben, da er sein rechtes Auge dabei zu sehr anstrengte. Links sah er fast gar nichts. Im gleichen Jahre verlor er seine Frau, und seine jüngste Tochter Martha zog zu ihm.

Martha M. wurde am 26. Juni 1871 in A. geboren.

Ihre Mutter war eine derbe, gesunde, arbeitsame Frau von fröhlicher Gemütsart. Mit 60 Jahren starb sie an einer Influenza-Lungenentzündung. Sie hatte zwei Geschwister, von denen ein Bruder mit 72 Jahren nach einem Selbstmordversuch infolge Alterstrübsinn in der Anstalt Burghölzli starb (1908). Die Eltern der Mutter sollen jung gestorben sein.

Martha war stets ein schwächliches Kind, das erst mit 2 Jahren anfing gehen zu lernen.

Im Alter von 4—5 Jahren machte sie Scharlach und Masern durch. Schon als Kind traten bei ihr die ersten Anzeichen einer hochgradigen nervösen Erregbarkeit zutage; die Mutter vermied, sie scharf anzufassen und verbot, sie zu schlagen oder zu tadeln, da Martha dann schwere Erregungszustände bekam. Mit 3 Jahren soll sie im Anschluß an Aufregungen plötzlich hingestürzt sein, mit Schaum vor dem Mund und Atemnot, jedoch ohne Zuckungen. Dergleichen Zustände wiederholten sich im Alter von 3—5 Jahren noch dreimal. Sie besuchte vom 6. bis 12. Jahr die Primar-, vom 12. bis 14. Jahr die Repetierschule in A. mit Erfolg. Sie habe leicht auswendig gelernt, Rechnen sei ihr Lieblingsfach gewesen. Dagegen habe sie ungern Aufsätze gemacht, weil sie sich geniert habe, ihre eigenen Gefühle anderen preiszugeben. Während der Schulzeit war sie nie länger krank. Nur einmal sei sie mit 9 Jahren vom Beerensuchen mit Klagen über heftige Leibschmerzen zurückgekehrt, habe sich zusammengekrümmt, sich in „Krämpfen gewunden", getobt und gedroht, sie werde zum Fenster hinausspringen. Nach $^1/_4$ Stunde sei sie wieder ruhig gewesen. Als Schulkind pflegte Martha sich meist für sich zu halten. Nähere Freundschaften schloß sie nicht. Schon damals konnte man schwer mit ihr auskommen, da sie keinerlei Widerspruch vertrug. Auch in der Familie stand sie stets isoliert.

Sie war immer unzufrieden und fühlte sich oft völlig grundlos ungerecht behandelt. Der Vater nahm damals von ihren Klagen keine wesentliche Notiz, so daß sie sich meistens an die Mutter wandte, die sie mit Rücksicht auf ihre krankhafte Erregbarkeit in Schutz

zu nehmen pflegte. Als in ihrer Konfirmationszeit sich ihre Ungezogenheit einmal so steigerte, daß der Vater, der seine Kinder kaum jemals schlug, sie züchtigen wollte, rief sie ihm wütend zu: „Schlage mich nur tot, dann kommst du ins Zuchthaus." Der Vater soll damals vor Gram geweint haben. Mit 14 Jahren trat bei ihr die Menstruation in sehr ausgiebigem Maße auf; sie war damals auch sehr bleichsüchtig. Nach eigener Angabe hat Martha ihre sexuelle Aufklärung mit 15 Jahren durch ihre Mutter bekommen. Sie stellt in Abrede, bisher jemals onaniert oder Geschlechtsverkehr gehabt zu haben. Einerseits die Empfindung, der außereheliche Geschlechtsverkehr sei unrecht, anderseits die Angst, nachher sitzen zu bleiben, hätten sie davon abgehalten. Vom 14. Jahre an arbeitete sie in Seidenfabriken. Bis zum 21. Jahr wohnte sie zu Hause. Dann entschloß sie sich, im Auftrag der Firma N. in A. in deren Fabrik in Südfrankreich einzutreten. Das dortige Leben sagte ihr nach ihren Angaben sehr zu; dort habe sie ihre glücklichste Zeit verlebt. Nach ca. 1 Jahr erkrankte sie dort an Gesichtsrose, mußte 6 Wochen im Spital liegen und kehrte dann, da sie sich noch nicht ganz arbeitsfähig fühlte, nach Hause zurück.

Nach fünf Monaten übernahm sie eine Stelle als Kellnerin in einer Kaffeehalle, aber auch da hielt sie es nicht länger aus in ihrer gereizten und mürrischen Stimmung. Eine Zeitlang wohnte sie auch bei ihrer verheirateten Schwester und wurde dort zum eigentlichen Quälgeist der Familie. Alles sollte sich um sie drehen; nichts war ihr gut genug, und überall fand sie etwas auszusetzen.

Auch im Verkehr mit männlichen Altersgenossen war sie unnahbar und äußerst mißtrauisch, indem sie hinter jeder Annäherung immer gleich das Schlimmste vermutete. In ihrem 26. Jahr machte ein Metzger ihre nähere Bekanntschaft, der sich mit ihr zu verloben gedachte. Als ihr aber dieser als Gegengeschenk für eine Uhrkette ein Paar Pantoffeln verehrte, brach sie stracks mit ihm und zwang ihn sogar unter Inanspruchnahme der Polizei, ihr die Uhrkette zurückzuerstatten, welche sie alsbald verkaufte.

Als 1900 die Mutter starb, fühlte sie sich berufen, dem Vater die Verstorbene zu ersetzen. Sie nistete sich vollständig ein, indem sie Bruder und Schwester durch ein anmaßendes grobes Benehmen das Haus verekelte. Auch von der übrigen Welt schloß sie sich immer mehr ab, indem sie ihre Tätigkeit als Fabrikarbeiterin immer mehr mit der Zeit einstellte und nur noch ihrer sog. Krankheit lebte. Den Vater beherrschte sie dabei vollständig, und er war ihr gerade gut genug, sein Geld für ihre Kuren und Spitalaufenthalte herzugeben. So war sie in den Jahren 1904 bis 1911 jedes Jahr 11 bis 60 Tage in irgendeinem Spital oder in verschiedenen Bädern. Sie klagte dabei über schmerzhafte Müdigkeit in den Armen und Beinen, zeitweises Kopfweh und allgemeine Verstimmtheit. 1904 gab sie an, sie leide seit 4 Jahren an Schwäche in den Beinen; sie müsse vor dem Aufstehen erst die Knie massieren, um sich überhaupt bewegen zu können. Schließlich klagte sie über Schmerzen überall, Krämpfe im Unterleib nach dem Urinieren usw.; alles das ohne daß man irgendwie einen objektiven Befund nachweisen konnte. 1908 im Spital Z. gab sie an, es könne ihr nur mit elektrischen Bädern oder blauem Licht geholfen werden. Fast überall wurde der „hysterische" Charakter ihrer Krankheit erkannt. Doch war sie sehr empfindlich auf derartige Andeutungen, beklagte sich über falsche Behandlung und schimpfte überall herum. So trat der psychopathische Charakter der Kranken immer mehr hervor. Sie kam von einer Behandlung in die andere, überall mit dem gleichen negativen Befund und negativen Erfolg. Dr. G. in A. hypnotisierte sie auf ihren eigenen Wunsch hin, mit ausgesprochen positivem Erfolg hinsichtlich der Hypnose, mit durchaus negativem Ergebnis in therapeutischem Sinn. Sie entwickelte sich zur eigentlichen Querulantin. Sie schimpfte mündlich und schriftlich, daheim, auf der Straße, in Wirtshäusern, in zahllosen Briefen und Eingaben an ihre Ärzte, den Verwalter und Präsidenten des Asyls in A., an verschiedene Friedensrichterämter, an das Bezirksgericht Z., an den Regierungs- und Bundesrat usw., vorwiegend über das Asyl A. und seine Organe, aber auch über die Spitäler Z. und W.

Martha M. legte einen unheimlichen Eifer an den Tag, an allen möglichen Stellen gegen die ihr angetane Behandlung zu protestieren. Vom Direktor des Spitals W. verlangte sie ein Zeugnis, „mit Recht, ansonst sie Mißstände des Spitals aufdecken werde".

Ihr Vater reklamierte, man habe für ihren dortigen Aufenthalt pro Tag 10 Rp. zu viel verlangt. Prof. C. beschuldigte sie, er habe sie falsch behandelt, indem man ihr Sturzbäder über den Kopf geschüttet, habe man ihr einen Nervenchok im Genick beigebracht. Ein andermal habe man ihr Tropfen in die Augen getan (Homatropin), seit der Zeit sehe sie nicht mehr recht. In einer Poliklinik habe man sie mit einer Lueskranken zusammen baden lassen und die Badefrau habe sie Verbrecherin und Mörderin geschimpft. Alle diese Schriftstücke waren von ihrem Vater mitunterzeichnet. Anfangs wurden die Anschuldigungen geprüft, als man aber überall die Grundlosigkeit herausfand, teilte ihr die zuständige Regierungsstelle mit, daß künftig solche Schreiben nicht mehr berücksichtigt würden. Prof. C., wie auch verschiedene andere Ärzte äußerten sich, daß diese Person nicht normal sei und eigentlich in ein Irrenhaus gehöre. Nur Prof. D. schenkte ihr Gehör und gab ihr ein Zeugnis, daß sie geistig normal sei: „Sie sei nervös erregt, weil sie beständig leide und man sie als hysterisch geisteskrank bezeichnet und unter Beobachtung des Bezirksarztes gestellt habe. Es sei begreiflich, daß sie sich gegen eine solche Behandlung sträube." Die Regierung hatte die Weisung von Prof. C. an die Wohngemeinde H. weitergegeben. Der Gemeinderat ging jedoch auf die Mahnung nicht ein, sondern glaubte, Martha würde sich ganz gut bei Privatleuten halten lassen. Eine Unterbringung in einer Anstalt müsse sie aufreizen und so nur noch mehr schädigen, außerdem sei das der Kosten wegen möglichst hinauszuschieben. Vorerst wollte man den Bezirksarzt mit ihrer Aufsicht betrauen.

So gingen die Schreibereien der Martha M. ungehemmt weiter und wandten sich nun auch gegen den Gemeinderat H., um Rücknahme des obigen Beschlusses zu erzwingen. Dabei verlangte sie eine Entschädigung, die immer höher geschraubt wurde. Als die Gesundheitsbehörde keine Antwort mehr gab, schickte sie folgendes Schreiben an die Oberbehörde, nachdem sie eine Unterstützung zur Kur in R. zurückbezahlt:

„Anmit übersenden Ihnen die 47.60 Fr. als Rückerstattung, wo sie mir bezahlt in Salmenbad R. Das war böses Geld, weg so viel sol ich mein Leben preisgeben. Gott im Himmel wird mir aber gnädig sein, unschuldig soll ich in den Tod gehen, oder auf der andern Seite liegen mir von Ärzten rachsüchtige Schreiben in den Händen, welche bezeugen sollten, Du bist ausgesprochen geisteskrank, wenn Du schon nicht bist. Du mußt von der Bildfläche verschwinden, also hinter Schloß und Riegel Deiner Lebtag. Auf der einen Seite soll laut Zuschriften vom Gemeinderat H. ein Löli und Lappi sein, auf der andern Seite verrückt, dessen nicht genug ein Quärulant. Hätten die Leute auf mein ersten Schreiben Ordnung geschafft, so müsse man nicht 7 mal nachsuchen. Im Übrigen bin ich mein Meister, es soll mich ja niemand berühren, oder meine Wohnung betreten, es ist ein Racheakt von den Ärzten zusammen ein gesponnen Werk, weil ich den Deckel abgedeckt von Stand und Gang, ein Arzt hat den Andern berichtet, wir wollen sie vernichten, so sieht sie unsern Betrieb nicht mehr.

Glauben Sie Herr Regierungsrat, das Maß ist voll, es ist überlaufen, wer möchte noch leben und streben, die Expertisen wo ich habe, werden aber die unwahren Zeugnisse beleuchten. Bezirksarzt Dr. W. sagte zu meinem Vater, wenn ich mich nicht unterziehe, so komme er mit Pferd, Wagen, Statthalter und Polizei mich zu holen. Glauben Sie so gehe es zu im Kt. Z. Jeder hat das Recht bei Ihnen zu reklamieren. Probieren Sie es mit mir, ich stehe fest wie eine Mauer. Heute können Sie mich unter das Fallbeil nehmen, gleich dem Mörder Muff in Luzern, der hat die Strafe verdient; ich bin aber unschuldig. Bin nun mit diesem Falle im Publikum herum, bin verachtet von der Welt, der Höchsten Ehre entwürdigt, bekomme keine Arbeit mehr wenn noch gesund, und habe Nachteil. Prof. C. hat seine Pflicht versäumt zu allem andern noch. Ohne gesehen und behandelt, traurig wars im Spital, wir wollen aber sehen.

Mit Hochachtung Martha M.

Legen Sie nicht Hand an mich!!"

Am 1. August 1911 lief beim Bundesanwalt in Bern folgende Depesche ein:

„Ersuche um sofortige polizeiliche Einschreitung betreffend meiner Tochter Martha M. bei Gesundheitsbehörde Z. Ohne gesehen und behandelt ist sie vernichtet. Ich als Vater verlange polizeiliche Herausgabe der ärztlichen Zeugnisse und Aktenmaterial. Es liegt zu allem Betrug und Drohung vor. H. M."

Da man in Bern aus dieser, nur den in die Affäre M. Eingeweihten verständlichen Depesche nichts machen konnte — man zog selbst die Möglichkeit, es handle sich um eine Entführung zum Zwecke des Mädchenhandels, in Erwägung — gelangte das Schriftstück auf dem Dienstwege an die betreffende Gesundheitsbehörde.

Am 2. Dezember 1911 richtete Martha M. ein langes Schreiben an den schweizerischen Bundespräsidenten, worin sie ausführlich ihre Leidensgeschichte auf ihre Art erzählt und alle ihre Anschuldigungen wiederholte. Besonders schrecklich war ihr, auf der Gemeinderatskanzlei H. 4 Seiten lang widerrechtlich einprotokolliert zu sein. Das Zeugnis von Prof. D., daß sie geistig gesund sei, benutzte sie immer wieder zu ihrer Verteidigung. Am Schlusse äußerte sie: „Ich bin am Grabesrand und sterbe als Opfer eines Justizmordes. Habe mein lieber Vater heute Nacht verabschiedet, er werde keine Tochter mehr haben, grundlos kommt die Polizei wieder, die Türen einzuschlagen. Unbeschreiblich weint mein Vater. Heute noch könnens mich als Leiche wegführen, das ist die reinste Menschenquälerei!"

Ebenso wie sie mit der Gesundheitsbehörde Händel hatte und suchte, lag sie auch mit ihrer Nachbarschaft in Streit. Im gleichen Hause, nur durch eine Scheidewand getrennt, lebte mit ihnen der Bahnwärter August M., ein Vetter der M. Die beiden Familien hatten nie näheren Verkehr gehabt, aber seit der Zeit, da Martha ins Haus gezogen, herrschte Zwietracht, die 1904 in offene Feindschaft ausartete; Martha schimpfte mit der Frau und deren Kindern, nachher glaubte sie sich von denselben verfolgt. 1909 kam es zu einem offenen Zusammenstoß, indem Martha ihren Vater gegen die Nachbarn aufhetzte, so daß dieser, mit einer Heugabel bewaffnet, Drohungen gegen diese ausstieß und mit Hilfe der Martha den Vetter angriff und tätlich mißhandelte. Bei einem nachfolgenden Gerichtsverfahren mußte der Vater M. 30 Fr. Buße zahlen. Eine sofort angestrengte Gegenklage der Martha wurde als grundlos abgewiesen. Ebenso ein weiterer Prozeß, den die beiden gegen einen anderen Nachbarn wegen Beschimpfung einleiteten.

Die Lebensweise von Vater und Tochter nahm, besonders von 1909, Formen an, daß die Nachbarsleute beide geradezu für verrückt hielten. Sie schimpften und lärmten nicht nur den ganzen Tag, sondern auch die Nacht durch. Von Martha ging das Schimpfen aus, der Vater stimmte dann ein. Keine Behörde, keiner ihrer Ärzte entging ihrem Strafgericht; immer und unaufhörlich in gleicher Weise wiederholten sie das, was angeblich an ihr gesündigt worden sei. Hierbei gebrauchte sie die unflätigsten Ausdrücke, erzählte, der und der Arzt verkehre unsittlich mit dem Pflegepersonal usw. Sie veranlaßte den Vater, einen Revolver zu kaufen, und sie wollte sich selber auch einen kaufen, damit sie auf alle Fälle gerüstet seien. Auf jeden, der ins Haus eindringen wollte, würden sie mit Steinen werfen, dieser und jener müßten sterben. Die beiden schrien dabei so laut, daß man alles im Nachbarhaus hören mußte. Ihren Vater behandelte Martha in den letzten Jahren recht schlecht. Er mußte blindlings ihren Wünschen folgen, nachts aufstehen, um sie zu pflegen, die Küche und den Haushalt besorgen, die vielen Briefe zur Post tragen. Hatte er nicht alles besorgt, was sie ihm aufgetragen, so zankte sie ihn aus. Oft habe sie ihn im Zimmer herumgestoßen, einmal an die Wand gedrückt, ein andermal auf die Erde geworfen mit den Worten: „Fall nur auf den Boden und brülle!" Martha behielt stets das letzte Wort. Der Vater ließ das alles willig über sich ergehen, gab Martha in jedem Punkte nach und kurz nachdem er von ihr schlecht behandelt worden, fuhren beide wieder mit dem gemeinsamen Schimpfen auf ihre Feinde fort. Das Lärmen und Zanken steigerte sich schließlich so, daß die Nachbarsleute keinen ruhigen Moment mehr hatten.

Das Vorgehen des Gemeinderates H., sie ärztlich beobachten zu lassen, hielten die beiden für „höchste Entwürdigung, Drohung, Verstoß und Ausbeutung, wodurch sie in die höchste Besorgnis gestürzt und ihrer Nachtruhe beraubt worden seien. Da-

durch und durch eine Menge anderer Manöver seien sie schuldig und hätten ihr eine Entschädigung von 50 000 Fr. zu zahlen". Diese Klage strengten sie beim Statthalteramt A. und nachher bei der Staatsanwaltschaft an. Trotz Aufforderung durch das Statthalteramt hielt der Gemeinderat H. die Versorgung noch immer nicht für angezeigt, da noch keine Gemeingefährlichkeit vorliege!

Weil aber eine Anklageschrift der anderen folgte, verfügte das Statthalteramt A. die gerichtsärztliche Untersuchung der Martha M. zwecks Bevormundung durch den Bezirksarzt. Der Zitation folgte Martha nicht. Eine polizeiliche Zuführung mißlang, da die M. sich krank stellte. Als der Bezirksarzt sie im Hause aufsuchen wollte, verweigerte sie ihm die Türe. So wurde von der Bevormundung Umgang genommen. Hermann M. erließ nun eine Polizeiklage gegen den Gemeinderat H. zuerst beim Statthalteramt, darauf bei der Staatsanwaltschaft wegen Urkundenfälschung, Hausfriedensbruch usw. Als er in der Sache einvernommen werden sollte, weigerte er sich zu kommen. Auch von dritter Hand wurde bei der Justiz- und Polizeidirektion des Kt. Z. gegen die Mißhandlung der Martha M. protestiert und um schleunige Abhilfe gebeten, unter Beifügung des Zeugnisses von Prof. D. Schließlich richtete Hermann M. am 10. November 1912 ein Gesuch an den Regierungsrat Z. auf Herausgabe der Akten und ärztlichen Zeugnisse. In diesem Schreiben finden sich Stellen wie: „es handelt sich um Leben und Tod. Er (Reg.-Rat Z.) hat ein Verbrechen an ihr begangen mit Hilfe von falschen Zeugnissen . . . Nieder mit solchen Pfarrern und Ärzten . . . Glauben Sie, ihr Herren, wir greifen zur Notwehr . . . Kein Arzt soll sich erfrechen oder irgend jemand meine Tochter zu berühren, und so lebt sie auch nicht fort . . . Wir werden Flugblätter und Broschüren über Z. und Ärzte herumsenden in allen Kantonen, es kommt zur Schlacht am Morgarten, es handelt sich um 2 Menschenleben . . . Wir nehmen die Schlacht auf; 9 Jahre eine Person mißhandeln und dann soll sie sich grundlos hergeben zum Hinmorden, da wird scharf geschossen."

Zum endgültigen Einschreiten der Behörden kam es erst durch die Anzeige des Bahnarbeiters N., daß, als er am 11. November 1912 nachts 11 Uhr das M.sche Grundstück passiert habe, aus dem hellerleuchteten Hause ein scharfer Revolverschuß gefallen sei; ob der Schuß ihm gegolten, konnte er nicht sagen. Hermann M. gab dem ihn einvernehmenden Polizeikorporal zu, daß er um die fragliche Zeit bei seinem Hause geschossen habe; dies betrachte er als sein Recht. Am nächsten Morgen schoß er abermals. Außerdem drohten die beiden jeden zu erschießen, der in ihre Nähe käme. Sie strichen in später Nacht mit ihrem Revolver im Dorfe herum. Die Bezirksanwaltschaft verfügte ihre Verhaftung. Bei der Haussuchung wurde ein geladener Revolver und Munition gefunden. Sie kamen in Einzelhaft ins Bezirksgefängnis, wo Hermann M. sofort einen schriftlichen Protest losließ und Martha sich weigerte, Nahrung zu sich zu nehmen. Deshalb wurden beide in die Irrenanstalt Burghölzli überführt zur Beobachtung und Abgabe eines Gutachtens über deren Geisteszustand. Unterwegs gab Martha ihrem Vater eine Menge Instruktionen, wie er sich bei der Untersuchung zu verhalten habe.

Martha M. war bei der Aufnahme sehr erregt und begehrte auf unter großartigen Gesten. Höhnisch lachend bemerkte sie, sie wisse schon, daß alle Ärzte unter einer Decke steckten. Im Grunde freue sie sich ins Burghölzli zu kommen, es seien dann zwei Narren mehr darin. Von ihrem Vater nahm sie Abschied, wie eine Mutter von ihrem Kinde.

Sie war von untersetzter Statur, doch kräftigem Knochenbau, in etwas reduziertem Ernährungszustand. Die linke Gesichtshälfte schien etwas stärker als die rechte entwickelt; an Oberlippe und Kinn zeigte sich deutlicher Bartwuchs. Die Haut- und Sehnenreflexe symmetrisch gesteigert. Der Gaumenreflex fehlte beiderseits. Starker roter Dermographismus. Die Orientierung in Zeit und Ort war nie gestört. Doch wurde von ihr die Situation nicht recht erfaßt. Für sie gab es kein krank oder gesund, sondern nur Recht und Unrecht. Was ihre Streitfragen anbetraf, zeigte sie ein ausgezeichnetes Gedächtnis, so daß sie sich der Daten und kleiner Details recht gut erinnerte. Doch liebte sie es, ihre Angelegenheiten etwas umzuordnen und zu entstellen, damit sie in einem für sie günstigen Lichte erschienen.

Auch die Aufmerksamkeit war gut, solange es ihre Affäre betraf, doch hatte sie sichtlich Mühe, sich auf etwas anderes zu konzentrieren. Sie hatte überhaupt keine Zielvorstellung, wußte nicht recht, was sie wollte und geriet im Gespräch immer wieder auf Abwege. Ihre mündliche und schriftliche Ausdrucksweise ist äußerst geziert und verschroben (s. vorn). Sie verschwendete viel Pathos; dabei zeigten ihre Äußerungen gewisse stereotype Wiederholungen. Sätze wie: „Von der Bildfläche verschollen . . . Mache Dich gefaßt auf Deine künftige Verschollung; . . . ohne gesehen und behandelt vernichtet . . . der höchsten Ehre entwürdigt", kehrten immer wieder. Ihr übriger Denkinhalt war verarmt. Die Prüfung der Schulkenntnisse ergab einen auffallend magern Besitz. In Gerichtssachen war sie natürlich gut bewandert. — Ihre Stimmung war bald heiter spöttisch, bald verärgert, immer jedoch etwas gereizt. Sie fing auch bald an, sich über dies und jenes in der Anstalt aufzuhalten. Ihre Klagen erschienen theatralisch und phrasenhaft und machten nicht den geringsten Eindruck. Den anderen Patienten gegenüber zeigte sie ihr erhöhtes Selbstgefühl. Sie hielt es für ihre Pflicht, für ihr Martyrium und ihr Recht zu kämpfen. Als man sie hieß, ihre jetzigen Beschwerden schriftlich aufzusetzen, verfaßte sie ein großes Schriftstück, worin sie zu den alten Klagen neue aufzählte. Ihr übriges Verhalten in der Anstalt war ausgesprochen negativistisch. Auch behauptete sie bald, der Arzt frage sie allerhand zweideutige Sachen. Wenn man sie nach ihren Absichten frug, so wußte sie nicht recht Auskunft zu geben. Sie wollte ihr Recht, wie und wodurch wußte sie nicht. Man solle wieder gutmachen, was man an ihr gesündigt habe, und ihre Feinde bestrafen. Ihre eigene Krankheit trat dabei immer mehr in den Hintergrund. Sie verlangte Entschädigung, 40 000 Fr. für sie und 20 000 für ihren Vater, als Schmerzensgeld für all die Schande und das angetane Leid. Nachher wollte sie mit ihrem Vater nach Amerika auswandern. Sie blieb völlig einsichtslos und ließ sich in keiner Weise belehren.

Hermann M. war bei der Aufnahme motorisch stark erregt: unter lebhaften Gesten lief er diskutierend und seine Unschuld beteuernd hin und her. Daneben äußerte er großes Mißtrauen. Schließlich ließ er sich jedoch ruhig auf die Abteilung führen.

Bei der Untersuchung versuchte er zuerst die Mätzchen, die ihm seine Tochter angeraten hatte. Er erwies sich als ein hager gebauter Mann, der sich zu seinem greisenhaften Aussehen noch leidlich aufrecht hielt. Der Vorderkopf war kahl, die Haare überall weiß, das Gesicht eingefallen. Der Kopf war auffallend klein: 16: 15 bei 51 cm Umfang, und zeigte sich auf der linken Seite abgeflacht. Die Arteria radialis war hart und geschlängelt. Sein Ernährungszustand war herabgesetzt, er zeigte gar kein Fettpolster. Von seiten des Nervensystems fanden sich greisenhaftes Händezittern, geringe Unsicherheit im Gebrauch der unteren Extremitäten und starker roter Dermographismus. Der Achillessehnenreflex stark herabgesetzt. Bei der Reflexprüfung werden die Muskeln in nur schwer lösbarer Spannung gehalten. Gang und Sprache waren frei von Lähmungserscheinungen. Nur in der Erregung trat leichtes Stottern und Verhalten auf. Die Zunge zeigte geringe fibrilläre Zuckungen. Die etwa mittelweiten runden Pupillen waren ungleich, die rechte etwas weiter als die linke. Bei Lichteinfall verengerten sie sich langsam und nur wenig. Die Akkommodation war nur rechts nachweisbar. Die Sehschärfe war rechts etwas unter normal; links wurden Finger in 20 cm Distanz nur unsicher gezählt.

Hermann M. fühlte sich selbst durchaus beschwerdefrei. Der Umgang mit seiner Tochter fehlte ihm nicht. Man hatte eher den Eindruck, er sei erleichtert, von dem Drucke befreit zu sein, den sie auf ihn ausübte. Die örtliche und zeitliche Orientierung waren stets vorhanden. Er fand sich bald in der Anstalt zurecht und benahm sich geordnet auf der Abteilung und fleißig bei der Arbeit, bei der er sich gerne beteiligte. Wartepersonal und die anderen Kranken hatten sich nie über ihn zu beklagen. Er hielt sich still für sich, hielt seine Sachen sauber und belästigte niemand. Die Namen seiner Zimmergenossen waren ihm bald vertraut. — Bei der Untersuchung gab er sich Mühe und war stets anständig und höflich. Nur wenn das Gespräch auf die Krankheit seiner Tochter und ihr Verhalten zu den Behörden kam, geriet er in eine gereizte Stimmung. Sein Erinnerungsvermögen war relativ gut. Der Vorstellungsablauf war verlangsamt. Er

faßte langsam auf und brauchte erhebliche Zeit, seine Assoziationen in Worte zu kleiden. Komplizierte Vorstellungsreihen zu reproduzieren, war ihm unmöglich. Während er die Abbildungen von Tieren, Gebrauchsgegenständen usw. bei kurzem Vorzeigen noch richtig auffaßte, konnte er eine einfachere Äsopsche Fabel nicht nacherzählen. Bei der Prüfung seines geistigen Besitzstandes fand man einen auffallend guten Rest der Schulkenntnisse erhalten. Der Kern der Fragen wurde meist richtig erfaßt.

Seine Stimmung war vorherrschend eine gutmütige. Mit der Zeit fühlte er sich alt und matt und verlangte nur, daß man ihn in Frieden lasse. Einzig für die Interessen seiner Tochter zeigte er lebhaftere gemütliche Töne. Nach Greisenart schwankte dann die Stimmung stark von der zornmütigen Erregung bis zur resignierten Traurigkeit, die ihn öfters zum Weinen brachte. Er hatte die systematisch verdichteten Wahnideen seiner Tochter vollständig zu seinen eigenen gemacht, wie er sich auch sonst ihrer stärkeren Willenskraft unterworfen hatte. Er selber bestritt zwar diesen Hergang. Doch war das Verhältnis zwischen Vater und Tochter nach dem Zeugnis der Nachbarn dafür Beweis genug. Er gab auch zu, die Voraussetzungen zu den einzelnen Streitereien stets erst durch Marthas Vermittlung erfahren und voll Vertrauen alle Schreibereien, auch die in seinem Namen abgefaßten, ihr unbekümmert unterschrieben zu haben. Während der Beobachtungszeit in der Anstalt konnte man bei ihm keine selbständige Weiterverarbeitung seiner Wahnideen feststellen. Er beschränkte sich in seinen Schilderungen über die fraglichen Streitverfahren fast wörtlich auf die der Tochter Martha eigenen Redewendungen. — Auf der Abteilung verhielt er sich auch insofern ordentlich, daß er niemand anders mit Erzählungen seines Schicksals, des ihm angeblich widerfahrenen Unrechts, zur Last fiel. Er behielt jedoch durchaus seine hartköpfige Einsichtslosigkeit, die auf keine Vernunftsgründe hörte.

Am 18. April wurde über Martha M. u. a. folgendes Gutachten abgegeben:

Der früh entwickelte Autismus führte bei ihr zum vollständigen Abschluß von der Umwelt, wobei das alleinige Zusammensein mit ihrem Vater, der ja doch nur ganz unter ihrem Einfluß stand, die Ausbildung falscher Eigenbeziehungen begünstigte. Daraus entwickelten sich allmählich eigentliche Wahnideen, im Sinne von Größen- und Verfolgungswahn. Ihre hysterischen Beschwerden gaben ihr den äußeren Anlaß zu dem Konflikt. Da ihr dabei niemand helfen konnte und sie die wohlgemeinten Ratschläge, sich auf eine Arbeit zu konzentrieren, als Spott aufnahm, hielt sie sich bald von den Ärzten verfolgt und gehaßt. Sie lebte sich immer mehr in ihre Krankheit ein und gleichzeitig in ihre Wahnideen, so daß jetzt alles, was sie sah und hörte, jene Färbung annahm. Alle Assoziationen wurden auf den Komplex der Rechtsbeeinträchtigung eingeengt, so daß man bei ihr, außer was ihre Händel anbetrifft, von eigentlichem Schwachsinn sprechen könnte. Ihre ganze Affektivität geriet auf eine mißtrauische Einstellung. Ihre gesamte Energie und Affektivität konzentrierten sich auf diese Beeinträchtigungsideen, die sie allmählich zu einem ganzen System verarbeitete. Ihre geringe Intelligenz kam ihr dabei zu Hilfe und verhinderte jede Korrektur von ihrer Person aus. Auch ihre Urteilsfähigkeit ging darob vollständig verloren. Dieser falsche Ideenkreis wurde derart fixiert, daß ihr sogar eine Diskussion über die Angelegenheiten unmöglich, geschweige denn eine Korrektur oder Krankheitseinsicht zu erreichen war.

Die Diagnose wurde auf Paranoia eventuell Dementia praecox paranoides gestellt. Eine Heilung sei nicht zu erwarten, da die Krankheit schon zu lange bestehe und sich derart festgesetzt habe, daß eine Diskussion über die Sache mit der Pat. unmöglich und dazu ihr geistiger Horizont auch zu gering zu sein scheine.

Augenblicklich sei sie als gemeingefährlich zu betrachten. Die Drohungen in ihren Briefen, das Anschaffen der Schußwaffe, das nächtliche Probeschießen zeigten zur Genüge, wessen sie fähig wäre. Es sei nicht ausgeschlossen, daß sie gegen ihre vermeintlichen Feinde einmal mit bewaffneter Hand vorgehe. Diese, wie auch die Allgemeinheit sei vor dieser Gefahr zu schützen, was nur durch dauernde Internierung möglich sei. Auch über ihr Vermögen sei ihr die Autorität zu entziehen; in kurzer Zeit hätte mit ihrem Prozessieren sie ihr eigenes und das ihres Vaters durchgebracht.

Es sei nicht ausgeschlossen, daß nach längerer Zeit sie sich so weit erhole, daß sie unter entsprechender Aufsicht außerhalb der Anstalt ihr Leben zubringen könnte.

Über Hermann M. wurde vermerkt:

Es zeigt sich bei ihm deutlich eine starke Beeinflussung durch seine Tochter Martha. Obwohl er sich reichlich bei der Angelegenheit beteiligt hat, ist er doch nur der passive Teil gewesen. Von jeher etwas eigenartig, verlor er mit dem Tode seiner Frau ganz den Halt. Dazu kam der immer stärker werdende Einfluß des Greisenalters. So hatte es seine Tochter leicht, sich ganz seiner zu bemächtigen und ihn zu einer eigentlichen Hörigkeit herabzudrücken. Da Martha sowohl den Verkehr mit seinen anderen Kindern, als auch mit den Nachbarn unterband, war er ihrem Einfluß ganz ausgesetzt und verlor mit der Zeit gänzlich sein eigenes Urteil. Er ließ Martha ohne weiteres ihre Klageschriften in seinem Namen ausstellen, ohne daß er nur ihren Inhalt kannte. Ihr ganzes Wahnsystem ging in ihn über, als ob ein Denken, Fühlen und Handeln in zwei Körpern steckte. Noch nach einer fünfwöchigen Trennung von seiner Tochter ließ er in keinem Punkte von jenen Wahnideen ab, er war zu keiner Diskussion derselben fähig und ließ keine Vernunfts- und Gegengründe gelten. Hermann war demzufolge geisteskrank. Er litt an Verfolgungswahn (Paranoia) auf der Basis des induzierten Irreseins, einer vorübergehenden Geisteskrankheit infolge des steten Umgangs mit einer geisteskranken aber willensstarken Person. Solange der Zustand vorherrschte, war Hermann M. natürlich ebenso gemeingefährlich wie seine Tochter und die Internierung angezeigt, wenn auch voraussichtlich nicht so lange wie bei dieser. Durch die Trennung von der infizierenden Person sei eine Erholung wahrscheinlich, so daß dann Pat. auch wieder imstande wäre, seine Angelegenheiten zu besorgen.

Die weitere Beobachtung der Martha M., die sich immer noch in der Anstalt interniert befindet, hat ergeben, daß es sich bei ihr mit größter Wahrscheinlichkeit um eine paranoide Form von Schizophrenie handelt, bei der allerdings die intellektuelle Abschwächung nur sehr langsam fortschreitet. Auch die Affektivität ist recht lebhaft und gut erhalten, so daß sie ihrer Umgebung sehr oft durch furchtbare Schimpfreden lästig wird.

Der Vater M. ließ innerhalb weniger Wochen in der Anstalt von seinen Wahnideen ab, so daß man ihn entlassen wollte, als er nach dreimonatigem Aufenthalte plötzlich ohne vorheriges körperliches Kranksein, wahrscheinlich an Herzlähmung, starb. Die Sektion ergab braune Atrophie des Herzens, Mitralinsuffizienz, eine alte abgeheilte Tuberkulose beider Lungen. Leichte Hirnatrophie. Hirngewicht 1160 g.

Klinische Diagnose: Induziertes Irresein bei beginnender Senilität.

Wir haben es hier mit einem sozusagen klassischen Fall von induziertem Irresein zu tun, wie denn auch im Gutachten die Diagnose so gestellt wurde.

Eine Tochter erkrankt an einem paranoiaähnlichen Krankheitsbild und zieht damit zu ihrem 60jährigen Vater, kurz nachdem dieser seine Frau verloren hatte. Es gelingt ihr, denselben ganz von seinem übrigen Verkehr zu isolieren und sein ganzes Tun und Denken an sie und ihre Krankheit zu fesseln. Wie bei ihr die Beeinträchtigungs- und Verfolgungsideen heftiger werden, überträgt sie dieselben auch auf ihren Vater, so daß der im Grunde stille, friedfertige Mann streitsüchtig und rechthaberisch wird. Er glaubt vollständig an ihre Ideen, und wenn auch alle Ärzte das Gegenteil behaupten, hält er sie doch für schwer krank und gibt sein halbes Vermögen hin, um zuerst all ihre Kuren und Spitalaufenthalte, nachher ihre Prozesse und Beschwerden zu bezahlen. Beide klammern sich dabei an den Brief von Prof. D., der sie für geistig gesund erklärt hatte. Auch auf Drittpersonen übertragen sie ihre Verfolgungsideen, so daß diese Bittschriften für sie einreichen. Noch im höchsten Alter, wo das Augenlicht kaum mehr ausreichte, fängt der Vater an Pistolenschießen

zu üben und wird dadurch gemeingefährlich. Man kann hier sehr gut in der Tochter den aktiven treibenden, im Vater den passiven Teil unterscheiden, trotzdem er ursprünglich der intelligentere Teil war. Dies ist nicht nur aus den zahllosen Beschwerdebriefen ersichtlich, die sie in seinem Namen verschickte, sondern auch im häuslichen Zusammenleben, wo sie ihn wie einen Hund behandelte. Die Frage, ob die Krankheit bei ihm ohne die Infektion ausgebrochen wäre, ist gänzlich zu verneinen. Eine gewisse Disposition ist nur in einer leichten arteriosklerotischen Beeinträchtigung seines Gehirns zu finden. Hermann M. war keineswegs zu Mißtrauen, Prozessen und Streitereien veranlagt, er hat sein ganzes Leben durch fleißig gearbeitet und wurde, sobald er von seiner Tochter getrennt war, wieder gutmütig und verträglich, froh ihrer los zu sein. Eine Heilung trat ein, indem er sich äußerlich wieder beruhigte, seine Händelsucht ablegte und seine, resp. seiner Tochter Wahnideen fast völlig nach der Trennung korrigierte. Dieselben wurden aber auch nicht weiter verarbeitet und nichts Neues hinzugefügt. Es handelt sich also hier um einen Fall von folie imposée der Franzosen.

### Fall III.

Anläßlich meiner Assistentenzeit in der aargauischen kantonalen Irrenanstalt Königsfelden wurde ich von den Herren Dir. Dr. Fröhlich und Dr. Kielholz auf einen eigenartigen Fall einer Epidemie von religiösem Wahnsinn aufmerksam gemacht, der sich in einem kleinen Dorfe des Kantons zugetragen und dessen eine Hauptbeteiligte noch jetzt in der Anstalt weilt. Als ich der Sache etwas nachging, stellte sich heraus, daß der Fall eine Art Ergänzung bilden konnte zu den anderen vorliegenden Fällen, die ich damals schon in Arbeit hatte.

Etwas abseits vom Dorfe O. wohnt in einem Bauernhof die Familie M. H., die in der ganzen Gegend als fleißige, rührige Leute bekannt sind. — Der Vater ist ein mittelgroßer Mann, der immer gesund war und erblich in keiner Weise belastet ist. Die Mutter zeigt aber ein auffallendes Wesen. Ihr Vater war im Alter geistig gestört, eine Schwester von ihr ist seit längerer Zeit wegen Dementia praecox in der Anstalt Königsfelden.

Die beiden hatten 12 Kinder, wovon eines mit 1 Jahr, ein Sohn 1901 mit 26 Jahren starb. Der älteste Sohn Rudolf verheiratete sich nach Z., die älteste Tochter im Dorfe selber. Die anderen Kinder gingen alle zur Schule, lernten nachher irgendeinen Beruf und wohnten dabei im Elternhause. Sie halfen dem Vater bei der Landwirtschaft. Körperlich waren sie alle immer gesund, in der Schule norma'.

Die beiden Eheleute verspürten schon früh ein starkes religiöses Bedürfnis. Die Mutter gehörte von klein auf zu der in der dortigen Gegend ziemlich verbreiteten Gemeinde der Wiedertäufer. Sie hing sehr daran, und es gelang ihr auch leicht, ihren Mann und alle ihre Kinder in jene Gemeinde hineinzulocken.

Die Wiedertäufer sind die Ausläufer jener in der Reformationszeit entstandenen Sekte, welche Gegner der Kindertaufe waren, die Taufe der Erwachsenen wiederholten und außerdem schwärmerische Tendenzen (Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden, Umgestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse) verfolgten. Sie errichteten damals im Jahre 1533 in Münster jene bekannte theokratische Pöbelherrschaft unter der Leitung des Johann von Leyden.

Die Lehren der heutigen Wiedertäufer fußen darauf, daß nicht nur das Alte Testament sondern auch das Neue verbindliches Gesetz sei, dessen Anweisungen man genau befolgen müsse in Kleidung, Speise und geselligem Verkehr. Sie halten sich für Heilige und scheiden sich ab von den anderen Menschen. Es ist ihnen auch verboten, außer der Gemeinde zu heiraten.

Einige sog. Propheten, die bei ihnen aufgetreten sind, genügen als Beweis, daß ihre Lehre die alleinseligmachende sei. Ihre Mitglieder halten sich durch ihre Heiligkeit

befreit von den allgemeingültigen Gesetzen: ein jeder darf tun und lassen, was ihn gut dünkt. Die Kindertaufe wird verworfen, weil zur Zeit der Apostel nur Erwachsene getauft wurden und weil mit der Taufe des Körpers diejenige des Geistes verbunden sein soll, was natürlich nur bei Erwachsenen der Fall ist.

Sie lesen die Bibel und legen die Schrift aus, welch letzteres aber nur männlichen Personen erlaubt ist.

In jener Gegend nun versammelte sich die Gemeinde jeden Sonntag in Z. Die Gemeinde hatte Oberhäupter, die die Versammlung leiteten und die „Lämmer weideten". Das waren dort der „Älteste "Bankdirektor P. und der „Lehrer" Fabrikant R.

Die ganze Familie M. stand tief unter dem Einfluß dieser frommen Ideen. Der regelmäßige Besuch der Versammlungen genügte ihnen mit der Zeit nicht mehr; sie fingen auch zu Hause an die Bibel zu lesen, zu beten und nach ihrer Art auszulegen. Daraus folgte eine gewisse religiöse Selbstüberhebung, eine mystische Stimmung und starke religiöse Spannung, die sie Tag und Nacht verfolgte. Sie kamen allmählich auf eigene Ideen, die diejenigen der Gemeinde überboten. Besonders die jüngeren Kinder waren darin aktiv. Lina, die zweitjüngste Tochter, überwarf sich persönlich mit dem „Ältesten", indem sie ihm vorwarf, er sei zu wenig streng und lasse den einzelnen Mitgliedern zuviel durchgehen. Die älteren Geschwister und die Mutter blieben der Gemeinde treu. Allmählich entstanden in der Familie M. zwei Lager, die sich gegenseitig bekämpften und der Irrlehre beschuldigten.

Die jüngste Schwester Berta M. war seit längerer Zeit kränklich. Sie hatte in ihrer Jugend stark an Bleichsucht gelitten. Später fürchtete man, daß sie schwindsüchtig werde. Der Arzt hatte sie nach B. zur Kur schicken wollen, doch sie sträubte sich dagegen, denn sie hatte die Idee, sie werde nicht lange leben. Deshalb war sie recht gottesfürchtig. Im Frühjahr 1908 verschlimmerte sich scheinbar ihr Zustand, sie verlangte nach dem Ältesten und dem Lehrer, welche beide sie besuchten, und nach dem Arzt.

Ihr jüngster Bruder J., der in dem nahegelegenen Dorfe R. ein kleines Heimwesen das er von seinem Onkel erworben, besorgte, kam des öfteren ins Elternhaus, um seine kranke Schwester zu besuchen.

Samstag, den 25. April 1908 mußte sich Berta zu Bett legen. Sie bekam eigentümliche Zuckungen, verzog den Mund und lag im Bett wie angeschraubt. Sie behauptete, sie könne sich nicht bewegen. Der Teufel sei in sie gekommen und habe verlangt, daß, sie sich die Zunge abbeiße; sie wolle aber treu bleiben und sich dagegen wehren. In der Nacht konnte sie lange nicht einschlafen. Schließlich bekam sie eine „Offenbarung Gottes": sie sah den Heiland in einer Wolke, daneben fühlte sie den Teufel. Sie glaubte, das neue Jerusalem, jene Gottesstadt, die durch ein Weib geboren werden müsse, sollte nun durch sie auf die Welt kommen. Aber es sei noch nicht vollendet, da der Böse und der Unglauben dagegen ankämpften. Erst im Herbst des zweiten nächsten Jahres werde sie das versprochene Reich auf die Erde bringen.

Sonntag, den 26. April war sie immer noch ganz steif, und konnte nicht sprechen. Sie hatte konstant gegen den Teufel anzukämpfen, ohne daß sie dabei etwas sah oder hörte. Ihr Bruder J. und die Schwester L. halfen ihr mit allen Kräften gegen den vermeintlichen Dämon, der jetzt wieder seine Macht auf Erden ausübte. Berta lag bald regungslos da, bald hatte sie Verzückungszustände, als ob sie nicht auf dieser Welt wäre. Der Kampf wurde immer heftiger, sie kam in Ekstase, daß sie kaum mehr atmen konnte und in einem fort rief: „Glaubet, glaubet!" Eine Fügung Gottes zog ihr die Glieder zusammen, sie war überzeugt, daß sie bald sterben müsse und setzte ihren Tod auf Montag morgen $^1/_2$8 Uhr fest. Während der Nacht blieben einige Geschwister bei ihr, wachten und beteten und „halfen ihr kämpfen". Nur die Mutter, zwei Brüder und eine Schwester machten nicht mit.

Montag vormittag waren wieder alle bei der Berta, welche sich zu sterben anschickte. Sie hieß die Anwesenden niederknien, ließ sich Wein und Brot geben und teilte es mit ihnen. Darauf nahm sie von ihnen Abschied und machte noch ein jedes auf seine Fehler aufmerksam, „die es ablegen müsse, um ein vollkommenes Kind Jesu zu werden". Hierauf versank sie in einen todähnlichen Schlaf. Nachmittags wurde sie

wieder lebendig und die Kämpfe begannen von neuem, während die Geschwister immer bei ihr blieben. Gegen Abend stand Berta plötzlich zu aller Erstaunen auf und ging frei umher. Sie sagte, sie sei die Braut des Herrn und triumphiere mit der Siegeskrone. Dabei drehte sie sich langsam um sich selbst. Dann stand sie wieder starr und sagte: nehmt mich weg, wenn ihr könnt und es ging nicht. Ihr Gesicht wurde verklärt. Das machte den anderen solchen Eindruck, daß sie zu ihren Füßen niederfielen.

Berta wiederholte: „Ich bin die Braut!"

Jakob antwortete: „Du bist der Herr!"; denn er fühlte, daß der Herr in ihr war und sein Geist aus ihr spräche.

Berta offenbarte weiter: „Wir sind die fünf Jungfrauen!" und wies auf sich, die drei Schwestern und Jakob, „der sich ganz wie ein Jungfrau vorkam."

Nachher schickte Berta zum Ältesten und zum Lehrer, sie möchten sofort kommen und die Herrlichkeit ansehen. Die beiden kamen aber nicht. zur großen Enttäuschung der Geschwister. Sie wollten nichts davon wissen und erklärten Berta von einem Irrgeist besessen. Trotzdem ließen die Verzückten nicht von ihrer Meinung ab. Am Abend schickten sie sich wiederum an, bei Berta zu wachen. Der Vater und ein älterer Bruder wollten das jedoch nicht weiter mit ansehen. Sie forderten Jakob auf, nach Hause zu gehen. Als dieser zögerte, wurden sie tätlich. Jakob hielt sich an Berta fest und rief: „Herr hilf"; da ließen sie ihn gewähren. Jakob ging dann freiwillig. In der folgenden Nacht hatte der Vater eine Eingebung und rief laut: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?" Tags darauf fiel er Jakob um den Hals und tat Abbitte. Sein Sinn sei verblendet gewesen. Von da an hielt er auch zu diesen 5 Kindern.

Die nächsten Tage verliefen unter Beten und Bibellesen. Alle hatten Visionen. Am Donnerstag hatte sich Berta körperlich wieder ganz erholt. Jene eigentümliche Stimmung aber blieb unter den fünf Geschwistern und dem Vater. Sie hielten nach wie vor Berta für ein höheres Wesen. Den ganzen Sonmer hindurch blieben sie „sicher geführt und konnten nicht zurückfallen in den alten Glauben". Sie zürnten jenen Vorstehern der Wiedertäufergesellschaft sehr, daß sie sich ihrer nicht angenommen und blieben fortan deren Versammlungen fern. Die übrigen Geschwister und die Mutter hielten zu jenen. Weitere Offenbarungen trafen den Sommer nur wenige ein.

Im Herbst desselben Jahres trat eine neue Visionsperiode auf.

Am 23. Oktober, es war ein Freitag, sagte eine der Schwestern mit Namen Emma, sie wollten zusammen beten. Die fünf Geschwister gingen deshalb ins Nebengebäude und reichten sich die Hände. Jakob betete laut „wie es ihm kam"; auch Anna, die älteste Schwester, die früher nicht mitgemacht hatte, stellte sich ein. Diese sagte plötzlich, „der Herr sei da und wollte der Berta die Hände unter die Füße legen."

Berta fuhr fort: „So es der Herr will haben, hebt meine Hände auf Jakobs Haupt. Jakob, du bist der Bräutigam, die Ehen werden im Himmel geschlossen."

Jakob wiederholte: „Es ist der Herr."

Darüber wunderte sich Lina, denn sie sah noch immer nur Berta vor sich stehen. Sie war tief bekümmert und fragte: „Habe ich denn den Glauben verloren, daß ich den Herrn nicht erkenne." Da hob Berta die gefalteten Hände auch auf ihr Haupt mit den Worten: „Ich bin der Herr"; da sah Lina ganz deutlich im Gesicht ihrer Schwester ein Mannesgesicht. „Es war das Gesicht des Heilands, aber ohne Bart." Ein Schauer ging durch die Körper der beiden Schwestern. Lina wußte momentan nicht, wo sie war und was mit ihr vorging.

Jakob sagte: „Ja, der Herr ist da; und jetzt, Herr, sage und rede, wie lange müssen wir noch warten, bis es offenbart ist." Darauf Berta im Namen des Herrn: „Es kommt in vier Wochen; in drei Wochen wird ein Erdbeben stattfinden, wie noch keines war. Alles wird untergehen, nur unser Haus, der Spitalhof, wird bestehen bleiben."

Lina fragte: „Wann wird das 1000jährige Reich sein?"

Berta staunend: „Das war schon und dauerte vom Jahr 901 bis 1901, dem Jahr, da unser Bruder Adolf gestorben ist. Damals waren gläubige Christen, aber jetzt sind nur noch gläubige Heiden, die das Wort Gottes glauben, aber keine Taten mehr ausüben. Der Teufel will nochmals die Zeit zurückwälzen, da er los war und frei auf Erden

umging. Der plötzliche Tod unseres Bruders beweist zur Genüge, daß er wieder Macht hat."

Zwei Tage nachher, am Sonntag abend, war wieder die ganze Familie versammelt, auch der Vater und eine Magd. Es trieb sie, Gott zu huldigen. Berta konnte nicht sofort offenbaren, sie mußte zuerst „den Geist prüfen". Ein Freund Jakobs, Gottfried G., der auch zur Gemeinde gehörte, hatte auf Befehl der Vorsteher ein Mädchen, mit dem er ein Verhältnis hatte, heiraten müssen, obwohl er seine Unschuld beteuerte an dem Kind, das sie trug; als er dann geheiratet hatte, wurde er aus der Gemeinde ausgeschlossen. Berta konnte nun in ihrem Verzückungszustand den Namen des Vaters nennen und so beweisen, daß dem G. Unrecht geschehen war. Des weiteren gab ihr der Herr ein: Lina und Jakob bedeuteten die beiden Ölbäume, von denen in der Bibel die Rede war, denn die beiden hätten den vollkommensten Glauben, im Gegensatz zu den beiden Vorstehern der Gemeinde. Dann sprach sie wieder von jenem Erdbeben, wobei sie, Berta, in den Himmel eingehen werde, Jakob aber werde die Kraft bekommen, durch „Händeauflegen" Kranke zu heilen.

Zwei Tage nachher wiederholte sich der Auftritt vom Sonntag. Jakob kam zum Gebet; nachher sangen sie und tanzten um die Berta herum. Berta „triumphierte in der Siegeskrone"; sang und tanzte. Die Geschwister waren begierig nach Offenbarung, aber Berta wollte nicht alles verraten. Sie wachten ungefähr die ganze Nacht beieinander.

Am Mittwoch blieben die Geschwister beständig beieinander, nur der Vater, der älteste Sohn Heinrich und die Tochter Ida verrichteten die Hausarbeit. Mit der Mutter bekamen sie Streit, weil sie nicht mitmachte. Diese wiederum war ärgerlich, daß niemand arbeiten wollte. Jakob glaubte, sie sei ein böser Geist und stieß sie weg. Darauf verließ sie das Haus und suchte zuerst bei ihrer ältesten Schwester in O., nachher bei ihrem in Z. verheirateten Sohn Unterkunft.

Jakob war noch immer beunruhigt durch den drohenden Weltuntergang. Er ging zu seinem Freund G., um dessen Hausrat in den Spitalhof zu bringen. Aber er wurde dort nur ausgelacht.

Heinrich, der älteste Sohn, wurde schließlich auch von den religiösen Ideen ergriffen.

Lina beschreibt die nun folgenden Vorfälle folgendermaßen:

„Berta und Lydia mußten in der Stube auf dem Boden liegen, die Füße gegeneinander. Jakob mußte mit dem rechten Arm ringsum schwingen etwa 2 Stunden lang. Ich wußte nicht, was das bedeuten sollte; Gottes Wunderarm oder Wunderrechte kam mir in den Sinn. Darauf mußte die Berta neben Lydia liegen und Jakob wiederum ca. 2 Stunden über ihnen mit dem Arm hin- und herwehen. Eine von ihnen sagte: ‚Löwe und Lamm werden unter einem Baume weiden.' Berta mußte auf Lydia liegen und ihr in den Mund speien; ein jedes von ihnen wollte dasjenige sein, das ‚überwunden hatte'. Berta sagte: ‚Ich habe überwunden', Lydia gab es zu und sagte: ‚aber doch bin ich wert, deinen Speichel aufzutassen'. Lydia mußte wieder röcheln wie ein Schwein; Berta sagte: ‚Ich habe der Sau den Schlüssel genommen. Ich mußte auf Lydias Hand stehen; da kam eine solche Macht über mich, daß es mich mit Gewalt zu Boden riß, wenn Emma es nicht bemerkt und mich unterstützt hätte.'

Rudolf und seine Frau sahen uns unter der Türe zu. Lydia mußte zu uns sagen: ‚Wisset ihr nichts, kann der Teufel auch erlöst werden?' Auf diese Frage empfand ich große Not im Herzen. Doch schließlich konnte ich mich wieder fassen, indem mir in den Sinn kam, daß ich diese Frage niemals beantworten konnte. Ich sagte: ‚Ist es Gottes Werk, so solle er es bezeugen!' Da konnten Berta und Lydia als Löwe und Lamm ihre Hände an Jakobs Hand emporheben und er konnte sie fassen; endlich konnte seine Hand rufen, so daß die beiden aufstehen konnten.

Der Bruder Heinrich mußte lange Zeit auf dem Bauche am Boden liegen und hinspeien und es mit den Haaren wieder aufreiben, indem er rief: ‚Ich muß selber aufschlecken." Wir andern mußten ihm auf die Hände stehen; nachher mußte Heinrich ein Bad nehmen. Wir hofften nach so langer Not die Nacht ruhen zu dürfen. Aber

Heinrich sagte, wir sollten nicht ins Bett, bevor er wisse, was das zu bedeuten habe, daß die beiden 9 Tage alten Zwillingskälber jedes nur 4 Zähne hätte statt 8. Das eine Kalb sei an jenem Tag ganz merkwürdig gewesen: zeitweise sei es wie tot dagelegen und habe doch die Augen offen gehabt, dann wieder sei es aufgesprungen und habe eigentümlich gebrüllt. Berta antwortete: die vier Zähne des einen Kalbes seien die vier Reiche der Finsternis, die vier Zähne des anderen die Reiche des Lichts. Der Satan sei in das eine gefahren, nachdem er seit 1901 auf der Welt sein Unwesen treibe. Das Kalb müsse getötet und verbrannt werden; damit waren alle einverstanden und gingen insgesamt, der Vater, 3 Söhne und 5 Töchter und die Magd nach Mitternacht in den Stall. Das eine Tier war unruhig und fing an zu brüllen. Alle waren überzeugt, daß dieses besessen sei, denn der Teufel schaute ihm aus den Augen. Jakob erschlug es mit einem Beil und schleppte es zur nahen Kiesgrube. Die anderen errichteten in großer Begeisterung einen Scheiterhaufen, worauf das Kalb unter Beten und Singen verbrannt wurde. Singend wurde um das Feuer herumgezogen und fleißig hineingespuckt. Morgens 7 Uhr war die Zeremonie beendet.

Am Donnerstag früh kam Jakob noch ganz trunken in das Zimmer wo Berta lag und gab seiner Freude Ausdruck. Dann kam Lydia im Hemde aus dem Nebenzimmer und versuchte ihren Bruder aufs äußerste, nicht aus Lust, sondern getrieben durch den Geist. Sie stand ihm auf die Füße und drückte sich an ihn und wollte ihn zum Geschlechtsverkehr überreden, welchem Ansinnen er sich heftig widersetzte. Als sie sah, daß alles nichts nützte, sei sie niedergekniet und habe ihm den Kuß der Unschuld auf die Kleider über den Geschlechtsteilen gegeben. Auf ihr Geheiß machte er es ihr ebenso, darauf nahm er sie auf seine Arme und legte sie auf das Bett neben Berta mit den Worten: ‚Auf den Armen getragen bringt es der treue Hirte.'

Dann fuhren sie fort zu beten. Berta äußerte die Ansicht, daß auch das andere Kalb getötet werden müsse, um den Bösen ganz zu vertreiben. Sie glaubte sich sogar selbst opfern zu müssen, im Fall das noch immer nicht genüge. Dann müsse sie gekreuzigt werden, um des Heilands würdig zu sein."

Unterdessen war die Sache ruchbar geworden. Gegen Abend kamen Leute, Verwandte und Fremde und wollten Jakob mit Gewalt fortschleppen. Derselbe jedoch wehrte sich, die anderen kamen ihm zu Hilfe, so daß die Leute ihm nichts anhaben konnten. Andere Leute drangen in den Stall und fütterten das junge Kalb, das von den M.s hungern gelassen wurde. Vor das Haus wurde eine Polizeiwache gestellt, um ähnliche Vorkommnisse zu verhüten.

Auch die Zeitungen nahmen sich des Falles an und zeterten über einen solchen Rückfall ins Mittelalter. „Die Leute hätten das Tier bei lebendigem Leib verbrannt, hätten mit Sensen darauf losgeschlagen. Die Sabbatisten trieben den Teufel nicht aus der Welt, sondern in die Familien."

Das Publikum wurde dermaßen angezogen, daß die reine Völkerwanderung nach der Ortschaft entstand und noch tagelang andauerte.

Am Freitag wurden die drei Haupttäter Jakob, Berta und Lina trotz heftiger Gegenwehr in polizeilichen Gewahrsam genommen und nach der kantonalen Irrenanstalt Königsfelden gebracht. Jakob war dermaßen erbost über die Unverschämtheit, daß man ihn „geschlossen" transportieren mußte.

Bei der Aufnahme in der Anstalt waren alle drei ruhig. Sie wurden getrennt untergebracht. Die Anstaltsbeobachtung ergab folgendes:

Jakob M., geb. 1882, erwies sich als ein kleiner, kräftig gebauter, muskulöser Mann in gutem Ernährungszustand. Geweckter Gesichtsausdruck. Geringer Bartwuchs; leichter Tremor der Zunge; Pupillenreaktion prompt. Der rechte Arm ist viel kräftiger als der linke, wie Pat. erklärt, von Jugend auf. 1902 wurde er aus der Sanitätsrekrutenschule in Basel entlassen und nach 8tägigem Spitalaufenthalt wegen Herzinsuffizienz „Hilfsdienstpflichtig A" erklärt. Später konnte er jede Arbeit verrichten und jetzt will er mit Leichtigkeit 100 kg heben. Er ist das neunte von den 12 Kindern. Schon mit einem Jahr kam er zu einem kinderlos verheirateten Bruder des Vaters nach R. in Pflege, wo er auch die Schulen mit Erfolg absolvierte. Nach Schulaustritt half er zu

Hause in der Landwirtschaft, während 2 Jahren war er Briefträgerstellvertreter. Daneben betrieb er eine kleine Zwirnerei. Seit Januar dieses Jahres hat er von seinem Onkel dessen kleines Heimwesen mit 3 Kühen übernommen. Er ist ziemlich intelligent, hatte gute Zeugnisse in der Schule; bis zu seinem 20. Jahre war er immer fröhlicher Natur. An sein Elternhaus ist er sehr anhänglich und besuchte es oft, indem er per Velo nach Hause fuhr. Er will früher nie krank gewesen sein. Schon als Schüler ging er zu den Wiedertäufern, nachher nicht mehr, bis zum Tode seines Bruders Adolf. Das hatte ihn erschreckt, so daß er wieder regelmäßig hinging und auch als aktives Mitglied aufgenommen wurde.

In der Anstalt fühlt er sich wohl und gesund. Eine Einsicht in das Fehlerhafte seines Benehmens zeigte er nicht, sondern war im Gegenteil überzeugt, richtig gehandelt zu haben. Er wie seine Schwestern befänden sich auf dem rechten Wege. Er zeigte gehobene Stimmung und hielt sich für auserwählt. Halluzinationen hatte er keine. Er fügte sich willig in den Aufenthalt. Schlaf und Appetit waren gut; er hilft willig im Haus und verlangte Arbeit.

Nach einigen Tagen konnte er im Freien beschäftigt werden. Beim Besuch von seinem ältesten Bruder und seiner Mutter schien es, als ob er etwas ablasse von seinen Ideen. Diese berichteten, daß auch die zu Hause gebliebenen Familienglieder wieder zu ihrem gewohnten Tagewerk zurückgekehrt seien. Nur der Vater hänge noch an den frommen Ideen der Berta. Heinrich bedauere lebhaft, daß er überhaupt mitgemacht habe und auch die Lydia und Emma seien froh, daß sie diesen Geist (Berta) los seien.

Mit der Zeit begehrte Jakob lebhaft nach Hause, da er dort dringende Arbeit habe. Am 10. November wurde er von seinem Bruder Rudolf mit Bewilligung des Bezirksamtes Z. nach Hause geholt, nachdem er versprochen, nicht mehr an solchen Auftritten teilzunehmen.

Berta M., geb. 1886, ist eine kleine, gutgenährte Person. Sie zeigte ein stark gerötetes Gesicht, blasse Konjunktiven. Die Pupillen reagierten gut. Lungen, Herz o. B., Reflexe vorhanden.

Sie sei geistig immer etwas zurückgeblieben, habe schwer gelernt und in der Schule eine Klasse repetieren müssen. Nach der Schule war sie zu Hause zur Aushilfe, dann eine Zeitlang in einer Fabrik tätig. Doch hielt sie es wegen der Bleichsucht nicht lange aus. Letztes Jahr mußte sie wegen allgemeiner Schwäche eine Stelle im Welschland aufgeben. Zu Hause war sie auffallend stumpf und interesselos. Schon früh suchte sie die „Gemeinde" auf und wurde 1903 als Mitglied aufgenommen.

Bei ihrer Aufnahme in der Anstalt hatte sie die Periode und der zweite Erregungszustand steht wahrscheinlich mit diesem körperlichen Vorgang in Zusammenhang. Als sie auf die Abteilung geführt wurde, erklärte sie den Ärzten, von nun an werde es keine Kranken mehr geben; sie werde sie mit Gottes Hilfe alle gesund machen. Sonst war sie ganz ruhig. Nachher blieb sie im Bett liegen, sprach nichts und bewegte sich kaum. Doch gab sie freundlich Antwort auf alle Fragen.

Nach 8 Tagen stand sie nachmittags auf und trieb etwas Handarbeit, wobei sie kein Wort sprach und oft einfach vor sich hinstarrte. Anderen Tages beklagte sie sich über Schmerzen im rechten Arm, die in den Nacken ausstrahlten. Am Sonntag war es ihr unbehaglich, daß die anderen Patienten sich lustig machten.

In der zweiten Hälfte November klagte sie über Krämpfe auf der rechten Seite, wobei ihr Herz oft mit Schlagen aussetze. Objektiv war nichts nachzuweisen. An ihren religiösen Ideen hielt sie zähe fest. Da sie die Braut Christi war, blieb sie voll Gottvertrauen. Ihrer Schwester Lina schrieb sie auch einmal in diesem Sinne.

Anfang Dezember taute sie etwas auf, wurde heiterer, sprach mit den anderen Patienten und nahm auch körperlich zu.

Sie wurde bald von ihrem Bruder Rudolf zu sich nach Hause genommen.

Lina M. ist eine etwas blasse, schwächlich gebaute Person. Körperlich zeigt sie nichts Abnormes. Die Mutter gibt an, sie sei das intelligenteste von allen ihren Kindern. Sie war nie krank bis zu ihren Entwicklungsjahren. Da bekam sie die Bleichsucht und

war dann eigentlich nie mehr recht gesund. Nach der Schule ging sie bis zu ihrem 27. Jahr in eine Strickerei in Z. Dort bekam sie hysterische Anfälle mit Herzklopfen und Atemnot. Oft mußte sie sich ganz flach auf den Boden legen und laut hinausschreien. Jede körperlich anstrengende Arbeit oder anstrengendes Denken löste diesen Anfall aus. Eine Kur in Huntwyl nützte nichts. Erst zu Hause erholte sie sich wieder. Eine Zeitlang versuchte sie es in einem Speditionsgeschäft, doch mußte sie das auch wieder aufgeben. Erst die letzten 3 Jahre ging es ihr etwas besser. Ihrem Wesen nach hat sie das Temperament ihres Vaters: sie ist oft launisch und schroff, besonders gegenüber ihrer Mutter; zur Zeit der Periode sei sie besonders verstimmt. Gegen Fremde benehme sie sich immer freundlich und zuvorkommend. Zu den Wiedertäufern ging sie schon als Kind, dann eine Zeitlang nicht mehr. Von 24. Jahre an ging sie regelmäßig zu den Versammlungen. Als ihre Schwester Berta ihre religiösen Eingebungen bekam, bemächtigte sie sich leidenschaftlich derselben, unterstützte sie und verteidigte sie nach allen Seiten.

Bei der Aufnahme war sie willig; in der ersten Nacht schlief sie gut. Gegen ihre Ideen konnte man nicht aufkommen. Sie erklärte, in den letzten Tagen auch Eingebungen gehabt zu haben. Gegen ihre Mutter war sie erbost und sagte, diese werde ihre Wunder schon noch erleben. Während des Tages beschäftigte sie sich ruhig mit Handarbeiten und hatte nicht den Drang, mit irgend jemand zu verkehren.

Am 2. November blieb sie im Bett, da sie sich mit der Arbeit überanstrengt hätte. Während der Visite bekam sie einen hysterischen Zitteranfall, indem sie mit dem rechten Arm und Knie rhythmische Beugebewegungen machte. Dabei atmete sie etwas mühsamer, war aber sonst vollständig klar, so daß man mit ihr wie sonst verkehren konnte. Sie habe diese Anfälle früher oft gehabt, seit einem Jahr jedoch nicht mehr. Sobald Pat. allein war, hörten die Anfälle von selber auf, um bei der Abendvisite wieder einzusetzen. Am nächsten Tag kam nichts derartiges mehr vor.

Während der ersten 14 Tage war sie sehr geduldig und gefügig, nur zuweilen geriet sie in eine weinerliche Stimmung, wenn sie an unangenehme Vorkommnisse dachte. An ihren Ideen hielt sie zähe fest. Alles seien Eingebungen Gottes gewesen, Berta sei sein Werkzeug. Gott hätte nur deshalb nicht sie selbst genommen, weil sie zu wenig einfältig sei. Alles stehe in der Offenbarung Johannis. In einem Brief an ihre Eltern am 15. November nannte sie alles eine Fügung Gottes, der sie hier nicht strafen, sondern prüfen wolle. Sie habe nichts zu bereuen.

Zur Zeit der Periode bekam sie wieder Schmerzen in der Herzgegend und klagte über Schwäche, so daß sie im Bett blieb. Bei Annäherung eines Schlüssels an ihr Auge und bei dessen Berührung hatte sie das Gefühl, als ob derselbe in ihr Auge hinein und in den Magen hinuntergedrückt werde. Vom Magen strahlte ein eigentümliches Gefühl in den Arm aus, so daß sie ihren Zuckungsanfall wieder erwartete, welcher aber nicht eintrat. Sie erklärte, daß sie früher das Gefühl oft bekommen, wenn jemand länger auf sie eingesprochen habe. Dann erzählte sie ausführlich von früheren Schwächeanfällen. Am anderen Morgen bekam sie einen solchen beim Waschen und nachher nochmals, gelegentlich der Visite: sie liegt mit geschlossenen Augen da, kann diese auf Aufforderung hin kaum öffnen, hat mühsam beschleunigte Respiration. Puls normal. Kaum ist sie allein, erholt sie sich wieder.

Auf die Frage, wie Gott zu ihr gesprochen habe, erklärt sie, daß Gott ihr noch jedesmal geholfen hätte, wo die Ärzte es nicht mehr konnten. Sie brauche nur in der Bibel zu lesen. Dort stehe Jakobus Kap. 5: „Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand krank, so rufe er zu sich die Ältesten von der Gemeinde und lasse sie über sich beten, und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten, und so er hat Sünde getan, werde sie ihm vergeben sein. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ — Das Gebet habe ja nicht mehr die Kraft wie vor 2000 Jahren, aber sie kenne einen Prediger, der auch einen Lahmen geheilt habe durch bloßes Gebet. Damals im Frühjahr, als Berta so plötzlich gesund wurde, habe ihr der Heiland selber die Hände aufgelegt, da die Lehrer nicht gekommen seien.

In einem Brief an ihren Bruder am 2. Dezember antwortete sie auf dessen Vorwürfe, daß sie in keiner Weise ihrer Mutter oder gar der Obrigkeit zuwider gehandelt habe. Sie habe im Gegenteil nur immer das getan, was Gott und den Menschen angenehm war. Geisteskrank sei sie auch nicht, denn sie wüßte nicht, womit sie das verdient hätte. Gewiß hätte sie ihre Fehler und Schwächen, aber was sie damals getan, sei Gott und keinem Irrgeist zu Willen gewesen.

Mitte Dezember bekam sie wiederum einen Schwächeanfall mit Dyspnöe.

Am 27. Dezember schrieb sie u. a. an ihre Mutter:

„Meine herzlich liebe Mutter!

Wie ich aus Bertas Brief und von Anna vernommen habe, schmerzt es Dich meinethalb, daß ich Dir nicht so mit Liebe entgegenkommen konnte wie den anderen. Nach Deinem Besuche in Hier hast Du ja Grund, solches zu denken; warum ich's damals nicht tun konnte, weiß der, der alles sieht, besser als ich selber, ich konnte es einmal, damals nicht, Du mußt aber nicht denken, daß ich heute nicht besseren Zugang habe zu Dir, sonst hätte ich nicht schon vor 14 Tagen, als ich dem Vater geschrieben habe, den Wunsch gehabt, auch an Dich in herzlicher Liebe zu schreiben. Ich weiß, wie gern ich auch dem herzlich lieben Jakob geschrieben hätte, aber es konnte nicht sein, es wird so recht sein. Es freut mich um so mehr, wenn er dennoch mir ein gutes Zutrauen schenkt. Ich würde auch mehr schreiben, wenn ich kräftiger wäre, nun bin ich aber schwach, doch dennoch glücklich. Es freut mich sehr, daß auch das herzlich liebe Berta alles so Gott überlassen kann und sich nicht so unnütz über Vergangenes kränkt, da es doch die Sache nicht abwenden konnte, wie es mir wieder geschrieben hat und ich das von Anfang an sehen konnte.

Wie ich heute noch zu dieser Sache stehe, habe ich dem Unterarzt und Arzt gesagt. Glaubet nur, wenn Berta nicht ein gutes Gewissen hätte, es könnte sich hierin so fassen. Wenn Du, herzlich liebe Mutter, es nur auch so könntest und Du uns mehr Zutrauen geschenkt hättest und gedacht hättest, sei es was es wolle, soviel sind meine Kinder wert, daß ein Hirte kommt, um zu sehen, was mit seinen, nach ihm zurufenden Schafen geht. Prüfet selbst aufrichtig, wo wäre die größte Schuld, wenn jetzt etwas Böses daraus entstanden wäre, wie Ihr es zwar meint, es ist aber nicht, wenn jetzt auch manches unaufgeklärt vor uns ist, so lasse ich es Gott über. Er weiß am besten, welche Absicht er hat.

Liebe Mutter, schau einmal Abrahams Glauben an, dem von Gott der Segen durch einen Sohn Isaak verheißen wurde, nachher kam der gleiche Gott und verlangte von ihm, daß er seinen Sohn opfern solle. Da hätte Abraham auch denken und sagen können, wie soll ich jetzt Gott glauben, wie er hier den Gehorsam leistete, weißt Du wohl liebe Mutter, er glaubte nämlich, daß es Gott möglich sei, seinen Sohn vom Tode aufzuerwecken und so mußte er ihn nicht opfern. Was ich nun in dieser Sache Gehorsam geleistet habe, reut mich heute noch nicht.

Fortsetzung 29. Dezember, Sonntags. . . . Und gestern konnte einige Stunden aufstehen, heute wieder im Bett und mache hier den Schluß. Liebe Mutter, wenn Du und andere fassen könnten, welch Glück hierin verborgen ist und Gott offenbaren will, Du würdest keine Stunde mehr wiederstehen. Mich würde es auch freuen, wenn wir nur anfangs mit einem Menschen anständig darüber sprechen könnten und nicht alle das gleiche Vorurteil hätten, entweder einem bösem Geiste oder einer Krankheit zuzuschreiben. Daß Lydia und Emma nicht mehr so fest stehen, wie wir drei, verwundert mich nicht. Ihr lieben Zwei! Wenn auch die Zweiglein schwanken, die Bäume stehen fest, es ist aber die eine Wurzel, die diese Beide trägt. Warum haben wir fünf Finger an der Hand, keiner gleich wie der andere und doch jeder seinen Dienst und hat keiner den anderen zu verachten. Wir haben eine rechte und eine linke Hand, ist darum die linke nicht auch des Leibes Glied, weil sie niemals die rechte sein kann? Also sind die fünf klugen Jungfrauen wie die anderen fünf von Gott zubereitet, ein jedes zu seinem Dienst. Aber nicht wahr, liebe Mutter, wenn einmal die Sache im Licht steht, mußt Du doch sehen, daß Du ein

Finger an der weniger leistenden Hand gewesen bist. Aber der Mensch ist nur glücklich, wenn der kleine Finger auch an der Linken gesund ist.

Unser Herr Direktor sagte letzte Woche, er werde uns nach Neujahr besuchen, wenn ich bald heimkomme, so warte er bis ich daheim sei, im anderen Falle vielleicht vorher. Es wird Euch alle, wie mich recht freuen. (Seid stille dazu.)

Herzliche Grüße an alle meine Lieben.

Lina."

An der Weihnachtsfeier der Anstalt wollte sie wegen der Ansprache des Geistlichen nicht teilnehmen, da ja sie den richtigen Glauben habe. Das damalige Erdbeben in Sizilien bestärkte sie von neuem in ihrem Glauben, so daß sie ihren Angehörigen schrieb: „Ob sie ihre Verstocktheit nicht bald einsehen, oder ob vorher der Boden unter ihren eigenen Füßen zittern müsse?"

Da keine Veränderung in ihrem Geisteszustand zu erwarten war, wurde sie mit Zustimmung des Bezirksamtes Z. in das Haus ihres gesunden Bruders entlassen, mit der Bedingung, daß sie nicht ins Elternhaus zurückkehren dürfe.

Als Lina zu ihrem Bruder nach Z. kam, ging Berta ins Elternhaus zurück. Jakob besorgte wieder fleißig wie früher sein kleines Besitztum und machte keinerlei Annäherungsversuche an seine Geschwister. Bei den beiden Schwestern ging es weniger gut. Die Mutter und Heinrich waren beständig hinter Berta her, daß sie sich demütige und ihre Sünde bekenne, um wieder in die Gemeinschaft aufgenommen werden zu können. Die Mutter hielt Berta noch immer als vom Teufel besessen; Lydia und Emma hatten Buße getan und durften wieder in die Versammlungen der Gemeinde gehen. Allerdings galten sie als unrein, mußten zuhinterst auf der Armensünderbank sitzen und jeden Kontakt mit den Gläubigen meiden. Da Berta sich dazu nicht verstehen wollte, gab ihr die Mutter zu verstehen, daß sie anderwärts ihren Unterhalt suchen möge.

Der Lina war es bei ihrem Bruder Rudolf auch nicht wohl. Derselbe bevormundete sie beständig und zeigte ihr, daß er sie für die geistige Urheberin jenes Skandals halte. Bei den Abendgebeten durfte sie nie dabei sein, da die Satzungen der Gemeinde das verboten. Es gab tägliche Wortwechsel, so daß ein Zusammenleben unmöglich wurde. Rudolf fand ihr eine Stelle in Burgdorf, die sie nach langem Sträuben annahm. Da sie sich für eine ganz besondere Persönlichkeit hielt, schien eine Anstellung ihrer unwürdig, aber da sie keinen anderen Ausweg sah, faßte sie es wiederum als Prüfung Gottes auf und ergab sich drein. Dorthin unterwegs, suchte sie für ein paar Tage ihren Bruder Jakob in R. auf. Es gab ein äußerst herzliches Wiedersehen. Ein großes Glücksgefühl beherrschte die beiden. Am Morgen nach der ersten Nacht empfand Lina ein großes Sehnen ihren Bruder recht lieben zu können, doch sagte sie nichts davon. Jakob mußte, wenn er aus seinem Zimmer wollte, durch das ihre kommen. Sie ahnte nun, daß, wenn er ohne Schuhe komme, er wohl zu ihr käme. Sie erwartete, daß er den gleichen Liebesdrang hätte nach den langen Trennungsschmerzen. Jakob kam heraus, grüßte sie und und sagte: „Soll ich oder darf ich zu Dir ins Bett kommen?" Sie sagte ihm ihre Gedanken, worauf er zu ihr lag, „aber nicht, um Lust miteinander zu genießen oder geschlechtlich zusammenzuhalten, sondern nur um sich recht lieben zu können." Zur abgemachten Zeit suchte Lina ihre Stelle auf. Da Jakob just kein Hausmädchen hatte, suchte er seine Schwester Berta zu bewegen zu ihm zu kommen. Das war unter den obwaltenden Umständen allen nur erwünscht. Aber auch Lina hielt es nicht lange an ihrer Stelle aus und zog im Einverständnis des Bruders in Z. und der Eltern auch zu Jakob. Berta faßte ihre Berufung zu Jakob sofort als ein Werk des Himmels auf. Die beiden Mädchen schliefen zuerst im gleichen Bett, nachher noch im gleichen Zimmer. Jakob, der immer sein Zimmer nebenan hatte, kam jeweilen zum Morgengebet zu ihnen ins Bett. Da tauschten sie Liebkosungen aus, denen Berta natürlich auch nicht abhold war. Die anfangs unschuldigen Liebeleien, die häufigen körperlichen Berührungen mußten allmählich die Sinne so aufreizen, daß es zum regelrechten Beischlaf kam. Sie rechtfertigten sich mit den Weissagungen, die Berta im Jahre 1908 gesprochen: Jakob sei der Vater, Lina die Mutter des vollkommenen Glaubens; oder Jakob sei der

Bräutigam und Lina die Braut. Lina war überzeugt, daß ihre Ehe damals im Himmel geschlossen wurde. Jakob sagte, er sei der Herr, wie er früher von Berta geheißen wurde. Lina fragte ihn: „Was für ein Herr?" Er antwortete „der Versucher". Da wurde es ihr ganz schrecklich zumute, weil sie nicht mehr wußte, wem sie folgen sollte. Doch glaubte sie, daß Jakob sie als Versucher prüfen müsse, ob sie sich verleiten lasse, bevor sie sich innerlich geprüft habe. Da sagten ihr die Prophezeiungen der Berta, daß sie es nicht nur tun dürfe, sondern auch tun müsse, um dem Bibelspruch zu genügen: „Gottes Wort im Werk erfüllt." Es sei damit das männliche Glied, das sonst als sündhaft dargestellt werde, den anderen Gliedern gleichgesetzt. Sie wußten genau, daß sie gegen die menschlichen Gesetze handelten, aber sie hielten sich von Gott geführt und gerechtfertigt. Lina schrieb im Frühjahr 1910 an ihre Tante in der Anstalt, daß sie nun glücklich und zufrieden mit ihrem Bruder lebe und ganz bei ihm zu Hause sei. Nach Hause sei sie noch nie gegangen, obwohl die Mutter sie schon eingeladen habe. Aber sie gehe nicht, bevor sie die obrigkeitliche und ärztliche Erlaubnis habe, geradeso wie Jakob und Berta. Sie begreife nicht, daß der Befehl nicht aufgehoben werde, da sie jetzt doch über der Sache stehe und täglich arbeite ohne auszusetzen. Dann beklagt sie sich über die Härte der Gemeindevorsteher, die an jenen Vorfällen doch auch schuldig seien, da sie sie damals im Stiche ließen. Nachdem die Obrigkeit ihnen verziehen und niemand bestraft hätte, könnte die Gemeinde das doch auch tun. Es fehle ihr eine geistige Heimat. Auch die Schwester Emma war von der Härte der Gemeinde bedrückt und suchte des öfteren ihre Geschwister in R. auf. So geriet sie auch allmählich wieder in den Bann jener religiösen Ideen und war überzeugt, daß Berta doch ein besonderes Wesen sei und der Herr aus ihr gesprochen habe. Alle erwarteten auf Ende 1911 das Reich Gottes auf Erden, wobei sie eine große Rolle zu spielen hätten. Lina begriff nicht recht, wie Jakob dazu kam, auch mit Berta sexuell zu verkehren, da doch sie die Braut war. Das brachte einigen Unfrieden in die göttliche Ehe, Lina wurde heftig eifersüchtig und ließ das die Berta fühlen. Schließlich gab sie sich jedoch große Mühe, diesen Haß zu bekämpfen, da ja Berta den Himmel vertrat und sie sich sagen mußte, daß auch jener Verkehr nur mit Einwilligung Gottes stattfinden konnte. Berta fühlte niemals Eifersucht, sie hielt sich für die Braut des Himmels, Lina für die Braut auf Erden. Doch beteiligte sie sich gern an dem Genuß. Lina glaubte nicht, daß der sexuelle Verkehr je Folgen haben könnte, da ihre Ehe doch eine geistige war. Ein Kind könnte höchstens ein geistiges sein. Zudem hatte Berta, als sie einmal an ihrer Erfindung arbeitete, welche eine Wiege darstellte, (wir kommen später darauf zurück) geäußert: „Lina keine Kinder mehr", was sie gerne glaubte. Die Folgen des geschlechtlichen Verkehrs blieben aber nicht aus, wenigstens bei Lina. Sie mußte sich selbst für schwanger erklären und auch der in letzter Minute herbeigerufene Arzt konstatierte, daß die Geburt zu erwarten sei. Lina wurde sofort in eine Gebäranstalt gebracht. Jakob ging auf das Bezirksamt Z. und zeigte den Fall an. Seine Schwester Berta habe ihn und Lina zusammengeführt. Von der Gemeinde sei er ausgeschlossen worden, dürfe aber nach deren Regeln trotzdem niemanden außerhalb der Gemeinde heiraten. So unterließ er es, obwohl in seinem Heimwesen eine Frau sehr notwendig gewesen wäre. Auch hoffte er, später wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Er habe nie gedacht, daß er eine Sünde begehe, doch sei er unruhig gewesen, weil er gegen die Gesetze verstoßen. Er habe alles im Glauben vollführt, es mache nichts, denn im Herbst sei sowieso alles zu Ende, wie Berta verkündet habe. Alle Glieder des Menschen hätten das Recht zur Betätigung. Ihre Gemeinde lehre zudem, daß alle Sünder und Gefangenen erlöst werden, so müssen es auch die Geschlechtsglieder, an denen die Menschen so leiden müssen. Die beiden Geschwister wurden in Untersuchungshaft genommen, bei Lina erlaubte es ihr Zustand nicht. Berta bestätigte die Vorkommnisse und brachte auch dieselben Entschuldigungen vor wie ihr Bruder.

Die drei wurden der Blutschande angeklagt, und da sie schon einmal in der Irrenanstalt gewesen, nochmals in die Anstalt verbracht zur Beobachtung und Abgabe eines Gutachtens, ob Strafausschließung wegen Geisteskrankheit anzunehmen ist. Das Strafgesetz, welches in Betracht kam, enthielt folgende Bestimmungen:

„Der mit dem Bewußtsein der Verwandtschaft vollzogene Beischlaf zwischen ehelichen und unehelichen Blutsverwandten in auf- oder absteigender Linie oder zwischen vollbürtigen oder halbbürtigen Geschwistern begründet das Verbrechen der Blutschande. Das Verbrechen wird bestraft bei den Geschwistern und Halbgeschwistern mit Zuchthaus von 2—4 Jahren."

Lina gab in der Frauenklinik am 30. Mai einem Kinde das Leben, welches jedoch bald nach der Geburt starb.

Für den ganzen Vorfall war das Milieu, wie die Vererbung von großer Wichtigkeit. Den Vater haben wir schon weiter vorne als einen leidenschaftlichen, aufgeregten, zu Affektausbrüchen geneigten Mann gekennzeichnet. Wie die ganze Familie zeigte er eine große Neigung zu religiösen Wahnideen, von klein auf in dem mystischen Milieu der Wiedertäufergemeinde lebend. Früher ein armer Tagelöhner, wurde er von einem Bekannten seiner Zeit überredet, sein jetziges Besitztum zu erwerben, wo er durch fleißige Arbeit zu einem ordentlichen Wohlstand gelangte. Das konnte seiner Meinung nach nur durch besonderen göttlichen Schutz geschehen. In sexueller Beziehung soll er nach Aussagen seiner Frau und der großen Kinderzahl ein außerordentlich bedürftiger Mann sein. Er hat auch außerehelichen Geschlechtsverkehr gepflegt und ist aus diesem Grunde seiner Zeit aus der religiösen Gemeinde ausgestoßen worden. Trotzdem hing er immer noch sehr an der Sekte. Die religiösen Ideen der Berta hatte er im Anfange heftig bekämpft, bekehrte sich aber nachher auch zu ihnen. Die Mutter war auf ihre Art ebenso fromm und bigott. Nur im gegenteiligem Sinne. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß ihre Kinder krank seien, sondern hielt sie für vom Teufel besessen. Darin bestärkte sie der älteste der Söhne, der noch im Hause verkehrte. Das verursachte natürlich viel Streit im Hause, der den verschiedenen Familiengliedern das ganze Leben verbitterte. Eine Schwester der Mutter, Anna Maria H., geb. 1853, war wegen Dementia praecox in der Anstalt Burghölzli und später in Königsfelden. Sie hatte Wahnideen und Halluzinationen, besonders sexuellen Inhalts, hielt sich von Herren verfolgt und hatte auch Parästhesien der Genitalsphäre. Noch im hohen Alter war sie auffallend eitel und jugendlich in ihrer Kleidung. Eine Schwester der Kranken Ida leidet an hysterischen Beschwerden. Gelegentlich der aufregenden Vorfälle im Jahre 1909 bekam sie einen hysterischen Zitteranfall. Sie hielt damals fest zu ihren Geschwistern, wurde aber, als jene in die Irrenanstalt verbracht werden mußten, zur richtigen Ansicht bekehrt, daß ihre Geschwister krank waren. Daran hielt sie auch später noch fest, im Gegensatz zu Vater und Mutter.

Berta zeigte bei ihrer zweiten Aufnahme in der Anstalt starke körperliche Symptome. Sie war bleich, menstruierte und litt an Herzklopfen. In ihrem Benehmen war sie still, in sich gekehrt, sprach kaum und staunte vor sich hin, als erwarte sie ein großes Wunder. Sie war noch immer fest überzeugt, daß alles im Sinne Gottes sei, wenn nicht, so sei überhaupt alles verloren. Sie gab an, daß sie vor einigen Tagen einen eigentümlichen Druck im Leibe gespürt habe, danach habe Lina das auch gespürt; aber sie hätten beide nicht glauben können, daß Gott sie so prüfen wolle. Die Welt müsse doch erkennen, daß sie unschuldig seien. Eine Zeitlang war sie betrübt, daß sie Schande über die Familie gebracht hatte. Doch wisse sie seit 3 Jahren, daß die Welt bald untergehe, deshalb hätten die Gesetze keine Gültigkeit mehr. Am 12. Juni 1911 bekam sie Anfälle von Respirationsbeschleunigung (ca. 48 pro Minute), dazu drehte sie sich krampfhaft nach der linken Seite, den Kopf ebenfalls nach links geneigt. In dieser Zwangslage blieb sie steif liegen und klagte dabei über Herzbeschwerden. Auf Wickel hin wurde ihr besser. Ähnliche Erscheinungen traten nun den ganzen Monat hindurch auf. Dabei hatte sie weder Angstgefühle noch Halluzinationen. Am 4. August machte sie geheimnisvolle Andeutungen, daß ein höheres Wesen im Spiele sei, ohne daß man etwas Genaueres erfahren konnte. Sie war sehr erbost über die Lehrer der Sekte. Da sie dieser Treue geschworen, könne sie nicht erlöst werden, bevor sie sich mit ihnen versöhnt habe; aber jene könnten doch den ersten Schritt tun, da sie ja eigentlich doch an allem die Schuld trügen. Schlimmstenfalls werde es auch ohne jene gehen und im Herbst das große Ereignis eintreffen, das sie 1908 prophezeit habe. Doch wolle der Böse immer wieder versuchen ihr die Sache

unsicher zu machen, so daß sie heftige Kämpfe durchmachen müsse. Wenn sie die Schmerzen auf der linken Seite habe, dann habe der Böse gesiegt; wenn aber der Gute siege, dann fühle sie sich ganz glücklich. In ihrem Herzen fühle sie dann 2 Pulse schlagen. Sie gibt nachträglich auch an, Stimmen zu hören; es sei gerade, als ob jemand in ihrem Innern, in ihrem Herzen spräche. Sie ermahnen sie zum Ausharren und hätten ihr auch gesagt, die Anstalt sei die Wüste und bedeute eine Prüfungszeit. Die Diagnose ihrer Krankheit auf Dementia praecox lag nicht mehr fern. Die halluzinatorisch visionären Vorgänge, die Stimmen, die körperlichen Erscheinungen, die in Konvulsionen und kataleptischer Starre abwechselten, die Wahnideen und namentlich ihre affektive Indifferenz all den Ereignissen gegenüber wiesen auf jene Krankheit hin.

Jakob wurde zusammen mit seiner Schwester Berta aus der Untersuchungshaft in Z. durch einen Polizisten gebracht. Er war bei der Aufnahme ruhig, orientiert und folgte willig auf die Abteilung. Sein Status war gleich wie bei der ersten Aufnahme. Er sprach rasch und zeigte sich sichtbar erleichtert, daß nun endlich eine Änderung eingetreten und er von seiner Schwester getrennt war. Es stellten sich bei ihm von selber gewisse Zweifel an der Richtigkeit seiner Auffassung ein. Es sei ihm nie ganz wohl gewesen. Doch kam es zu keiner eigentlichen Korrektur. Er blieb im Grunde bei seiner Behauptung des „von Gott Geleiteten" und erwartet mit Zuversicht den Weltuntergang auf den 23. Oktober des Jahres. Er sagte, daß wohl alles nie passiert wäre, wenn sie von ihrer Gemeinde nichts gewußt hätten, dann hätten sie alles mit größerem Mißtrauen entgegengenommen. Aber jetzt, da man einmal so weit gekommen, müsse und werde Gott auch weiter helfen In die Landeskirche übertreten hätten sie nicht dürfen, das sei „geistige Hurerei"; so waren sie ganz ohne Führung und Gott hatte sich ihrer angenommen. Wenn sie von diesem Geist abstehen wollten, wäre es, als wenn sie in die Hölle kämen. Am 18. Juni schrieb er seiner Pflegemutter nach R., daß er volles Gottvertrauen habe. Es sei ihm zwar jetzt noch nicht recht klar, warum er und die Schwestern so geführt worden seien, daß weder er noch sie ausweichen konnten. „Gott, der himmlische Vater, hat Mittel und Wege genug uns durch alle Hindernisse doch dereinst alle zusammen in sein himmlisches Reich zu bringen, wo es, je mehr wir gelitten, nur um so herrlicher sein wird . . ." So hielt Jakob mit aller Zähigkeit fest an seinem Wahnsystem.

Lina M. wurde am 15. Juni 1911 polizeilich aus der Gebäranstalt eingebracht. Bei ihrer Aufnahme begegnete sie ihrem Bruder, der gerade von der Feldarbeit zurückkam und begrüßte ihn überschwenglich unter Jauchzen und Küssen. Auf der Abteilung war sie ruhig, begrüßte die anderen Patienten, die sie von ihrem ersten Aufenthalte her noch kannte, freundlich. Nachts schlief sie ruhig; am Tage stellten sich mit der Zeit ihre hysterischen Herzbeschwerden wieder ein. Irgendwelche Einsicht in das Unhaltbare ihrer Ideen war nicht zu finden, im Gegenteil zeigte sie gesteigertes Selbstbewußtsein, da sie eine Auserwählte sei. Sie verteidigte sich mit großer Zungenfertigkeit, indem sie ähnliche Beispiele aus der Bibel anführte: „Noah habe, wie in der Bibel zu lesen sei, nicht nur mit seiner Frau, sondern auch mit seinen Töchtern verkehrt." Sie habe anfangs ohne jede Geschlechtslust verkehrt, nur rein aus himmlischer Liebe. Sie sei sicher gewesen, nicht schwanger zu werden; da ja ihre Ehe eine geistige war, so dachte sie, könne es sich auch höchstens um eine geistige Geburt handeln. Sie gab sich große Mühe, den Ärzten ihre Überzeugung beizubringen; als ihr dies nicht gelang, zog sie sich stolz zurück und schloß sich an eine religiös verschrobene paranoide Patientin an. Von dem „großen Ereignis", das Berta auf den Herbst prophezeit hat, wußte sie nicht, ob es der Weltuntergang oder die Versöhnung mit der Gemeinde sei. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging schon lange dahin, mit den Lehrern der Gemeinde zusammenzutreffen; sobald sie ihnen einmal alles schildern könnte, müßten diese, gezwungen durch die Macht der Ereignisse, jeden Widerstand aufgeben. Alle jetzigen Unannehmlichkeiten sah sie als von Gott gewollte Prüfungen an. Sie wankte mit keinem Schritt von diesem wohlausgebauten Wahnsystem.

Von Herrn Dr. Wille, damaligem Oberarzt in Koenigsfelden, wurde im Juli 1911 folgendes Gutachten abgegeben: Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die drei Ge-

schwister Jakob, Lina und Berta M. schwer geisteskranke Persönlichkeiten sind. Die Psychose der Berta ist ein ganz eigener Prozeß; sie ist zuerst aufgetreten, ihre eigentliche Ursache kennen wir nicht, wie uns überhaupt das krankmachende Agens jener Geistesstörung, der Dementia praecox, noch völlig unbekannt ist. Die äußeren Erscheinungen dieser Krankheit sind sehr wechselnde und in vielen Fällen nachweisbar von dem Milieu, in dem die Kranken leben, und ihrem Lebensschicksal abhängig, wie auch in unserem Falle. Die einseitig religiöse Färbung der Wahnideen basiert ohne Zweifel auf Anschauungen und Hoffnungen, die der Kranken von Jugend auf eingepflanzt wurden und die nun das kranke Hirn in charakteristischer Weise weiter ausbaut, und die eigene Persönlichkeit in deren Mittelpunkt stellt. Die Psychose der Lina beruht auf einer originären, abnormen Anlage, hat in leichtem Grade sicher schon vor der Erkrankung der Schwester bestanden, ist aber durch jene, wie aus allem hervorgeht, mächtig gefördert und in ihrer weiteren Entwicklung direkt bestimmt worden.

Von der Krankheit Jakobs, sowie auch von den kurz dauernden Störungen der übrigen Geschwister läßt sich mit Bestimmtheit aussagen, daß sie direkt von der Psychose der Berta ausgelöst wurden. — Die schweren sexuellen Vergehen stehen in direktem Zusammenhange mit der Psychose und wären ohne diese nicht denkbar. Diese drei Geschwister haben die äußeren Lebensschicksale, die gleichen Wahnideen und die nach ihrer Ansicht gemeinsam erduldeten Verspottungen, ungerechten Beschuldigungen und Verfolgungen besonders eng aneinander gekettet und zwei von ihnen, Jakob und Lina, haben sich und tun sich jetzt noch auf Grund der krankhaften Äußerungen ihrer Schwester Berta als tatsächliche Eheleute betrachten. Analysieren wir die verbrecherische Handlung, so stellt sie sich dar als eine Reihe von fortlaufenden Handlungen, die an und für sich nichts Pathologisches haben, sondern in zahlreichen Fällen unter gesunden Verliebten sich in der gleichen Weise abspielend vorkommen. — Wir hatten hier zu wiederholten Malen, nicht nur jetzt, sondern schon während des ersten Anstaltsaufenthaltes, Gelegenheit zu beobachten, daß die Geschwister sich bei den jeweiligen Zusammenkünften in einer Art und Weise küssen und umarmen, wie es sonst unter Geschwistern und besonders in ländlichen Kreisen nicht üblich ist. Diese Gewohnheit hatten die Kinder von Jugend auf, und sie seien, wie sie wenigstens behaupten, nie ohne den Gutenachtkuß zu Bett gegangen. Das intime Zusammenleben der drei in R., das Schlafen in benachbarten Kammern, mit durchgehenden Türen, hat dann die Geschichte weiter entwickelt; die anfänglichen einfachen Liebkosungen, die intimen körperlichen Berührungen erregten geschlechtliche Reize in immer heftigerer Weise, die dann allmählich in die verbrecherischen Handlungen ausarteten; die anfänglichen Bedenken und Beunruhigungen, die der bewußte Verstoß gegen unsere bürgerlichen Anschauungen erweckte, wurden einfach niedergekämpft durch die schon vorhandenen Wahnideen, so daß dann die Beteiligten immer mehr die Gewißheit überkam, daß Gott sie so geführt habe und sie in seinem Sinne handeln und demnach in seinen Augen keine strafwürdige Handlung begehen.

Aus Andeutungen der Mutter geht hervor, daß die sexuelle Bedürftigkeit des Vaters eine sehr große, vielleicht pathologische ist. Auf die Kinder scheint sie sich jedoch nicht in diesem Grade vererbt zu haben. Wir wissen nur von dem verstorbenen Bruder Adolf, daß er im Alter von ca. 18 Jahren mit seiner Schwester Berta, die damals die erste Schulklasse besuchte, geschlechtlich verkehrte. Die Berta selbst schildert sich als eine frigide Natur, die früher nie eigentliche sexuelle Reizzustände und Bedürfnisse gefühlt haben will, sondern diese seien erst durch den sexuellen Verkehr mit dem Bruder angeregt worden. Jetzt sei sie froh, nichts mehr mit solchen Dingen zu tun zu haben. Jakob und Lina wollen sexuell normal fühlen; sie empfinden ab und zu sexuelle Reizzustände, jedoch wollen sie früher nie unter der freiwilligen Abstinenz gelitten haben. Beide behaupten, daß sie bis vor 2 Jahren sexuell intakt gewesen seien; sie sprechen sich über diese Dinge so offen aus, daß wir keinen Grund haben, diese Angaben zu bezweifeln. Jakob führt speziell an, daß das Verbot ihrer Gemeinschaft, das die Ehe nur zwischen ihren Anhängern erlaubt, für ihn bis heute noch maßgebend sei, und daß er deshalb auch dem sexuellen Verkehr mit Andersgläubigen aus dem Wege gegangen

sei. Er meint auch, seine frühere Dienstmagd, die ihn vor 2 Jahren verlassen hat und die heute wegen Schwängerung zur Ehe gezwungen ist, wäre sicher auch ihm entgegengekommen, wenn er je Absichten in dieser Beziehung gehabt hätte. Jakob hat auch durch die Tat bewiesen, daß er durchaus fähig war, den sexuellen Wünschen, die seine Schwester Lydia im Herbst 1908 an ihn stellte, zu widerstehen. Lina erzählt von sich, daß sie in jungen Jahren ein ernsthaftes Verhältnis mit einem Anhänger ihrer Sekte hatte, das aber von ihr gelöst wurde, weil jener ihr vor der Verheiratung sexuelle Zumutungen stellte.

Wir dürfen nun auch diese Momente bei der Beurteilung des Falles nicht außer acht lassen. Die drei Geschwister genießen in jeder Beziehung einen guten Leumund und sie erwecken auch bei näherer persönlicher Bekanntschaft den Eindruck, daß man es mit braven und sittlich denkenden Menschen zu tun hat, die, wenn sie gesund geblieben wären, durchaus unfähig gewesen wären, diese strafwürdigen Handlungen, die sie sich zuschulden kommen ließen, zu begehen.

Die Frage, die der Richter uns vorlegt, ob bei einem einzelnen oder bei allen dreien Angeschuldigten Strafausschließungsgründe im Sinne des § 45 Lit. v. D., e. P. St. G. vorliegen, dürfen wir mit gutem Gewissen bejahen. — Wir kommen deshalb zum Schlusse:

1. Die drei der Blutschande angeklagten Geschwister leiden an ausgesprochener Geisteskrankheit.
2. Die Geisteskrankheit beeinflußt ihr ganzes Denken in einer Weise, daß sie alle drei unfähig sind, die Strafwürdigkeit des Vergehens in der richtigen Weise zu ermessen.

Es fragt sich nun, was mit diesen drei Kranken geschehen soll. Nach unserer Auffassung sollten Jakob und Lina für längere Zeit in der Anstalt interniert bleiben, da besonders letztere nicht nur durch die aktive Propaganda für ihre Ideen nicht ungefährlich ist, sondern auch bei den sexuellen Vergehen eine sehr aktive Rolle gespielt hat. Ihre Psychose halten wir für unverbesserlich, ein längerer Anstaltsaufenthalt wird also in dieser Hinsicht nicht viel ändern. Jedoch glauben wir, daß bei Jakob noch eine wesentliche Besserung eintreten kann. Berta halten wir für eine durchaus harmlose Persönlichkeit, die ebensogut außerhalb der Anstalt sein kann, wenn sich bei ruhigen vernünftigen Leuten eine Unterkunft finden läßt. Die eigene Familie halten wir nicht für geeignet. Sollte wieder einmal ein Erregungszustand eintreten, was voraussichtlich ab und zu geschehen wirrd, so sollte die Kranke rechtzeitig versorgt werden.

Der Bezirksgericht urteilte folgendermaßen:

1. Von einer Erhebung der Anklage wegen des Verbrechens der Blutschande wird abgesehen.
2. Der Regierungsrat wird ersucht, für die Versorgung der drei Geschwister die nötigen Vorkehrungen zu treffen.
3. Jakob und Lina müssen in der Anstalt interniert bleiben.
4. Berta kann auch bei zuverlässigen Leuten untergebracht werden.

Berta fuhr fort, körperliche Erscheinungen zu zeigen. Anfälle von Herzklopfen und Krämpfen der linken Seite, die sich namentlich vormittags abspielten. Am 11. August 1911 traten wieder Stimmen auf, die ihr diesmal eingaben, daß sie doch gesündigt habe. Durch den Austritt aus der Gemeinde sei sie dem Satan anheimgefallen, so daß er Macht über sie bekam und ihr solches eingab. Erst wenn sie mit den Lehrern der Gemeinde gesprochen, könne sie erlöst werden. Sie war erstaunt, daß man sie nicht eingesperrt hat, beharrt aber darauf, daß alles ihr befohlen worden sei und sie keinen freien Willen hatte. Sie blieb in dieser weinerlichen Stimmung, hatte Heimweh und starkes Bedürfnis, sich mit ihrer Mutter wieder zu versöhnen. Am 3. November 1911 wurde sie von ihrer Familie nach Hause genommen.

Jakob fing sofort nach Eintritt in die Anstalt fleißig an zu arbeiten. Bis Anfang Oktober 1911 änderte sich seine religiöse Auffassung nicht. Er schrieb damals an seinen Bruder Heinrich im Kt. Thurgau: „Es geht mir sonst ordentlich, nur sehne ich mich, bis unsere geistige Erlösungszeit, der 23. Oktober, da ist. Da muß es sich ent-

scheiden, was wir geglaubt haben. Ich werde dann entschiedener sein können als jetzt. Ich bin nur froh, daß die Zeit bald da ist, wo es abbrechen muß." Sein Bruder Heinrich wollte mit ihm zusammen im Thurgau ein Heimwesen kaufen, doch wollte Jakob sich auf nichts einlassen, bis jene Zeit vorüber sei. Gehe sie „ohne weiteres vorbei, dann werde er ja in Freiheit gesetzt". Die Tage gingen aber ohne Veränderung vorüber. Jakob schien nicht sehr erstaunt, sondern arbeitete wie sonst. Ein Gesuch seines Bruders Heinrich, daß Jakob entlassen werde, um mit ihm zusammenzuwohnen, wurde von der Justizdirektion abgewiesen. Seine Schwestern könnten ihm dorthin folgen, worauf das alte Lied von neuem beginne, da doch keines der Beteiligten wesentlich anderer Meinung geworden sei. Auf ein Entlassungsgesuch der Gemeinde Schmiedrued wurde geantwortet, daß darauf nur eingegangen werden könne, wenn es absolut sicher sei, daß Jakob aus der schädlichen Atmosphäre entfernt werde, welcher Forderung am besten durch seine Auswanderung nach Amerika entsprochen würde. Der Regierungsrat entschied, daß Jakob zu entlassen sei unter der Bedingung, daß die Gemeinde Sch. dafür sorge, daß jeglicher Verkehr mit der kranken Schwester und der Familie unterbleibe. Der Regierungsrat war der Meinung, daß das auch ohne Zwangsauswanderung möglich sein sollte. Der Vater verpflichtete sich durch Unterschrift gegenüber der Gemeinde O., für die Auswanderung Jakobs zu sorgen und holte am 15. März 1912 seinen Sohn aus der Anstalt ab. Dieser war fest entschlossen zu reisen; er sah ein, unter dem Einfluß kranker Ideen zu stehen. Die Trennung von seiner damals noch internierten Schwester schien ihm nicht besonders schwer zu fallen.

Am meisten beharrte Lina auf ihrer Selbstüberhebung. Als der Vater ihr mitteilte, daß die Gemeinde uneins sei unter sich wegen des Abendmahls, sagte sie, daß das die Strafe sei für ihre Ausstoßung. Sie hätten gemeint, sie schnitten ein faules Glied ab und hätten ein gesundes abgeschnitten; nun müßten sie selber zugrunde gehen. Wenn sie Gelegenheit hatte, ihren Bruder Jakob zu sehen, so begrüßte und küßte sie ihn überschwenglich. Ging er beim Garten vorbei auf die Feldarbeit, so sah sie ihm mit leuchtenden Augen nach. Sie wartete ungeduldig auf den Weltuntergang am 23. Oktober. Als die Zeit ohne großes Ereignis vorüberging, wurde sie sehr unleidig und verlangte dringend nach Hause. Es sei ein großes Unrecht, daß sie hier sei und gar nicht im Sinne Gottes. Vorübergehend behauptete sie, nicht mehr an den Prophezeiungen festzuhalten. Doch war sie bald wieder im alten Fahrwasser und suchte neue Beweise, daß sie recht gehandelt habe. Berta habe damals im Frühjahr 1908 in ihrem verzückten Zustand auf die Bibelstelle gewiesen, wo es hieß: „Statt Leiden hier und Klagen, reicht man dort Freudenwein"; das hätten sie verwirklichen müssen. Im Herbst habe Berta sie aufgefordert, „lieb zu sein und dem Bräutigam entgegenzukommen"; all das nicht mit Worten, sondern nur durch Zeichen. — Jedesmal während des Unwohlseins wurde sie hochgradig erregt. Durch ihr heftiges Fortdrängen bildete sich allmählich ein Kreis von unzufriedenen Patienten um sie, die sie beherrschte. Sie kam zu der Ansicht, daß nicht nur ihr Schicksal, sondern auch das anderer Kranker von Gott geführt sei. Vom Mai 1912 an wurde ihre Unzufriedenheit noch größer, da ihr Bruder nicht mehr in der Anstalt war.

Auf ihr Drängen schrieb ihr Vater ein Entlassungsgesuch, daß er sie zu sich nehmen wolle. Es wurde aber abschlägig beantwortet, da keine Garantie bestehe, daß die Sache nicht wieder von vorn anfange, solange ihr Bruder noch im Lande weile. Der Vater hatte nämlich Jakob bestimmt, doch im Lande zu bleiben. Auch ein Entlassungsgesuch der Gemeinde O. wurde abgewiesen. Das Benehmen der Patientin den Ärzten gegenüber wurde immer schroffer. Im Juli 1912 schrieb sie eine lange Abhandlung, daß sie sich von nun an nur noch an die Taten halten werde, da doch der Termin ohne ein Ereignis vorübergegangen sei. Sie lege das Werk, das sie durch Gott übernommen, ab, da Gott sie ja doch im Stiche lasse. Durch ihre Aufnahme in die Gemeinde sei sie Bürgerin im Himmel und habe dort einen Heimatschein. Sie verstehe deshalb nicht, wie man sie daraus habe vertreiben können und Gott sich jetzt gar nicht mehr ihrer annehme. Sie wies jede Belehrung ab. Sie sei nie übertrieben fromm gewesen. Alles was sie getan habe, sei in der Bibel zu lesen. Nur einmal habe sie den Satzungen der Gemeinde nicht

gehorcht, damals als sie ihre Erfindung photographieren ließ. Es sei aber gewesen, um sie zu schützen, und der Älteste habe ihr die Erlaubnis dazu gegeben. Überhaupt ließen sich viele photographieren, obwohl es den Mitgliedern der Gemeinde verboten sei. Jetzt habe sie aufgehört mit Beten und Bibellesen, da dieses ihr doch keinen Trost mehr gebe. Sie habe kein geistiges Heim mehr und eigentlich auch kein leibliches, da sie nicht einmal zu ihren Eltern nach Hause dürfe.

An der Hand einer Photographie erklärte sie ihre Erfindung. Es handelt sich um ein Gestell von der Form einer Granate (Phallus!) aus Bambusrohren, mit Vorhängen bekleidet und zum Zweck, Kleiderwagen, Laufstuhl und Wiege zu ersetzen. Durch Schnüre, die an der Spitze des Gestelles zusammenlaufen und dort durch eine Kurbel bewegt werden können, kann die Lagerstätte des Kindes, die sich sonst in der Mitte befindet, in die Höhe gezogen werden und dadurch wird der in der unteren Hälfte des Gestells befindliche, aus Netzwerk geflochtene Laufstuhl frei, an dessen Boden sich ein Uringefäß befindet. Der Laufstuhl soll die Kinder vor dem Herausfallen beschützen. Die Idee zu der Erfindung habe sie bekommen, als sie zur Erholung von ihrem Nervenleiden sich bei der verheirateten Schwester aufhielt und deren Kinder hüten mußte. Die einzelnen Teile seien ihr jeweils im Traume geoffenbart worden, also von Gott. So habe sie im ersten Traum einen Schwabenkäfer gesehen. Sie habe sich dann bei einem Gärtner erkundigt, aus welchem Material sie wohl am besten das Gestellmachen könnte. Derselbe habe ihr Bambusrohr angeraten und dasselbe aus Deutschland kommen lassen. Darauf habe also der Traum mit dem „Schwaben" hingedeutet! Dann habe sie auch den Käfern und Spinnen mancherlei abgesehen, was sie zu ihrer Erfindung brauchen konnte. Der Ingenieur, der die ganze Sache begutachtete, sei ein Mitglied der Gemeinschaft und speziell für Erfindungen bei Gebrüder S. angestellt. Sie habe sich dann, als die Geschichte mit der Schwester vorgefallen sei, häufig den Vorwurf von ihren Leuten gefallen lassen müssen, diese Erfindung sei etwas Sündhaftes gewesen, und das sei nun die Strafe. Während der ganzen Erklärung zeigte Patientin starken Tremor der Hände und gemütliche Erregung.

Im April 1913 schrieb sie zu Ostern an ihre Angehörigen, die Menschensünde müsse durch ein Opfer ausgetilgt werden; je nach der Größe der Sünden könne dies durch ein Tier- oder Menschenopfer geschehen. Christus hätte diesem Fleisch und Blut fordernden Opfer am Karfreitag genügt. So mußten auch sie im Herbst 1908 ein Kalb opfern, um die Sünden der Gemeinde zu tilgen. Nachher beklagte sie sich, daß sie keine geistige Heimat habe und stellte eine Art Ultimatum, daß, wenn auch dieser Ruf ungehört verhalle, sie als Anklägerin vor Gottes Thron erscheinen werde. Darauf aufmerksam gemacht, daß die Gemeinde eben das Krankhafte in der Verzückung der Berta erkannt habe, protestierte sie energisch gegen diese Auffassung. Die Schwester sei geistig beschränkt gewesen und wäre niemals von selber auf solche Ideen gekommen. Der beste Beweis, daß alles göttlichen Ursprungs sei, liege darin, daß die ganze Familie schließlich mitmachen mußte. In einem Schreiben an den Gemeindevorsteher R. ersuchte sie wieder um Aufnahme in die Gemeinschaft und fragte, ob sie denn härter seien, als jener Vater, der den verlorenen Sohn wieder zu sich rief und ihm die besten Kleider gab. Auch jetzt noch bekam sie während der Unterhaltung Anfälle von Dyspnöe und Herzklopfen. Auf Ermunterung der Ärzte hin fing Lina schließlich doch an, etwas zu arbeiten.

Am 25. April 1913 beschloß der Regierungsrat im Auftrag der Justizdirektion:

1. versuchsweise Entlassung der Lina M.;
2. der Gemeinderat O. wird bei seinem Garantieversprechen behaftet und ihm die Pflicht auferlegt:
   a) für richtige Unterkunft und Beschäftigung der Lina M. zu sorgen und Verbleiben in der in Aussicht genommenen Stelle;
   b) für Überwachung derselben, nötigenfalls für deren Wiederversorgung besorgt zu sein;
3. Überwachung der beiden Geschwister in unauffälliger Weise durch die Polizeiorgane der Bezirke A. und Z.

Am 3. Mai wurde sie durch ihre Schwester Emma nach Hause, resp. in ihre Stellung Institut St. abgeholt.

Berta M. blieb nach ihrer Entlassung aus der Anstalt eine Zeitlang zu Hause, dann nahm sie eine Stelle im Kanton Thurgau an. Dort blieb sie ca. $1^1/_2$ Jahre bis zum April 1914. Dann mußte sie heimgeholt werden, da sie den Eindruck einer Geisteskranken machte. Sie war schwermütig und fuhr auch zu Hause mit Selbstanklagen fort, daß sie zu nichts nutz sei auf der Welt und jedermann zur Last falle. Am 4. August desselben Jahres sprang sie in selbstmörderischer Absicht in ein Jaucheloch. Es reute sie aber sofort, sie rief um Hilfe und wurde gerettet. Ein andermal sprang sie in einen Brunnentrog, und des öfteren lief sie in den Wald hinaus. Sie arbeitete nur wenig und saß meist stumpf sinnend herum. Morgens wollte sie nicht aufstehen, und zum Essen mußte man sie auch nötigen. Sie wünschte nur sterben zu können; es sei ihr Sturm im Kopf und sie könne keinen richtigen Gedanken mehr fassen. Da man sie nicht mehr ohne beständige Kontrolle lassen konnte, brachte ihr Bruder und Vormund Rudolf M. sie am 20. Oktober wiederum in die Irrenanstalt. Sie folgte ihm zwar ungern, doch ziemlich willig. Bei der Aufnahme war sie orientiert, ruhig, aber sehr deprimiert. In den ersten Tagen ihres Anstaltsaufenthaltes stand sie meist ratlos umher, mit Vorliebe in und vor dem Abtritt. Sie war einsilbig, stark gehemmt und gab nur mit leiser Stimme Antwort. Nachts wurde sie unruhig, wollte nicht mehr im Bett schlafen und störte die anderen. Immer wollte sie am Boden liegen, auch tagsüber und schlug dann mit dem Kopf an die Wand, oder spuckte aus, um es nachher wieder aufzuschlecken. Schließlich wurde sie den anderen Patienten gegenüber unverträglich, ja direkt gefährlich, so daß man sie in eine Einzelzelle versetzen mußte. Zwischendurch trat etwas Besserung ein, dann aber wurde es immer schlimmer mit Erregungszuständen und Unreinlichkeit. Backwerk, das sie von zu Hause bekommen, tunkte sie in ihren Urin und verzehrte es. Dauerbad und Wickel hatten nur wenig Einfluß. Es war unmöglich, sie im Bett zu halten, sie stand beständig im Hemd schlotternd herum, mit zyanotischen Gliedern. Daneben bestand Neigung zu Koprophagie. Anfang 1915 ging es ihr etwas besser, so daß man sie aufnehmen konnte. Doch blieb sie stark gesperrt und ängstlich. Sie gab an, Gehörshalluzinationen zu haben. Daneben drängte sie heftig nach Hause. Dann wurde sie wiederum handgreiflich gegenüber den Patienten und zog sich auch vor dem Arzt nackt aus. Sich selber wollte sie die Haare ausreißen. Im April bekam sie eine Pneumonie mit heftigem Fieber und starken psychischen Erregungszuständen und motorischer Unruhe; sie mußte mit dem Bettgurt befestigt werden. Trotzdem gelang es ihr in einem unbewachten Moment herauszuschlüpfen und durch das offene Fenster und Gitter zu drängen. Sie blieb lange an diesem hängen und ließ sich dann aus dem 2. Stockwerk herunterfallen. Unten stand eine andere Patientin (Hysterika) bereit und fing sie auf, so daß sie keinen Schaden erlitt. Der Raum zwischen den Gitterstangen betrug im Maximum 14,5 cm! Ihre Pneumonie zog sich noch lange hin, so daß sie Decubitus bekam. Psychisch war sie die Zeit über besser daran: freundlich, zugänglich und dankbar. Im August 1915 schrieb sie ihrer Schwester, die verunglückt war (siehe unten), daß sie sie pflegen wolle. Sie fing an, etwas zu arbeiten, blieb aber unzugänglich und behielt ihr zimperliches, ängstliches Benehmen. Ihre Stimme war gänzlich aphonisch. Eine Zeitlang mußte sie wegen Neigung zu Tätlichkeiten neuerdings im Bett gehalten werden. Im Oktober konnte man sie wiederaufnehmen, sie stand mit ratlosem Blick herum und konnte sich zu keiner Arbeit entschließen. Dabei drängte sie beständig nach Hause. Dieser Zustand blieb den ganzen Winter über. Erst im Februar 1916 wurde sie wieder etwas lebhafter und konnte zu Näharbeiten gebraucht werden. Es gelang mir jedoch niemals, in irgendwelchen Kontakt mit ihr zu kommen; nur bei Besuchen von ihrer Mutter oder Schwester wurde sie lebhafter.

### Katamnesen.

Am 8. März 1916 suchte ich von Königsfelden aus die Familie M. in ihrem eigenen Heim in O. auf.

Ich fand sie in einem schönen Bauernhof, etwas abseits des Dorfes. Lina M. begrüßte mich sofort freundlich; die Mutter wollte sich nicht blicken lassen; der Vater

saß auf dem Ofen. Sonst war keines der Kinder anwesend. Ich erkläre ihr sofort, daß ich mich aus wissenschaftlichen Gründen für den Fall interessiere. Da rief sie die Mutter heraus und riet ihr, doch nicht alles zu erzählen, es komme sonst zu viel Schande über die Familie. Doch gelang es mir, die Bedenken zu zerstreuen.

Der Vater, ein kleiner Mann mit weißen Haaren, erklärte mir, daß durch all diese Geschichten Streit und Unfrieden in die Familie eingezogen sei, seither herrsche und keine Änderung zu erwarten sei. — Lina erzählte nun alles ausführlich. Es hatte sich nicht die geringste Korrektur in ihren Ansichten gebildet. Seit sie aus der Anstalt entlassen, war sie im Elternhaus geblieben, da sie sich zu schwach fühlte für eine Stelle. Sie gehe noch immer nicht in die Gemeinde, der Vater auch nicht, nur die Mutter. Sie sei dort ein unsträfliches Mitglied gewesen und verstehe deshalb nicht, wie man sie jetzt so im Stiche lassen könne. Als Kind habe es sie dorthin gezogen; mit 19 Jahren sei sie eingetreten und 14 Jahre habe sie treu dazu gehalten. Keinen Sonntag sei sie gleichgültig zurückgeblieben. Sie hätte geglaubt, dort am rechten Ort zu sein, und es falle ihr heute nicht leicht, seit Jahren nicht mehr hinzugehen. Aber sie sei doch zu der Überzeugung gekommen, daß die Wiedertäufer nicht den alleinseligmachenden Glauben besäßen, sonst hätten sie sie nicht so im Stiche gelassen. Der Vater meint, er traue nur Gott und das genüge; derselbe hätte ihm auch durch alle Not durchgeholfen. Ihm wolle er die Ehre geben, die ihm gebühre. Die Wiedertäufer geben sich als Apostel aus, denen der Heiland das Wort übergeben; das Wort habe aber keine Kraft mehr. Durch diese Übertragung habe es die Kraft verloren, denn der Heiland hätte verziehen, diese aber könnten nicht verzeihen. Die Kranken lösten sie los von der Welt, dabei müßten sie doch ins Spital und die Geisteskranken nach Königsfelden. Im 19. Kapitel der Apostelgeschichte könne man lesen, welches die rechten Geister seien, die die Kraft hätten. Gott habe jetzt noch Kraft, Wunder zu tun, wenn er wolle. Jetzt aber sei der Böse mächtig durch den Krieg, der Heiland sei gestorben. Lina erzählt, bevor sie in die Gemeinde eingetreten, habe sie einen Mitangestellten in Z. gerne gehabt. Sie seien miteinander verlobt gewesen. Als sie dann in die Gemeinde eintrat, hätte sie niemanden, der nicht auch Mitglied war, heiraten dürfen. Ihr Bräutigam hätte aber nicht wollen. Das sei ihr sehr schwer angekommen. Sie habe sich dann ganz der Religion gewidmet und auch einen anderen Bewerber, der Gemeindemitglied war, ausgeschlagen. So habe sie ihr ganzes Glück der Sache geopfert und darum kränke es sie nun, daß man nichts mehr von ihr wissen wolle. Wäre sie niemals in die Gemeinde eingetreten, so wäre alles anders gekommen. Jedenfalls hätte sie ein leichteres Leben gehabt. Sie sei nie „phantastisch gesinnt" gewesen und habe immer große Freude an der Arbeit gehabt. Sie habe sich auch so abgearbeitet, daß sie zu wenig Zeit hatte, ihr Inneres zu ordnen. Sie habe auch nie das Bedürfnis gehabt, Aufsehen zu erregen; es sei ihnen schon von der Gemeinde aus verboten, irgendwie öffentliche Propaganda zu machen. Sie behauptete auch jetzt noch, damals im April 1908 in Berta Jesus Christus in abgezehrter Gestalt gesehen zu haben, so wie die Christenheit jetzt auch abgezehrt sei. Sie hätte sich gar nicht aktiv dabei beteiligt, denn es sei alles überraschend für sie gekommen, sie hätte nur staunen müssen. Nachher seien die anderen gekommen und hätten behauptet, das sei ein Irrgeist. Aber sie hätte geglaubt, daß nur Leute mit einem lasterhaften Lebenswandel vom Satan versucht werden können. Wenn man sie für geisteskrank gehalten, hätte man sie eben nicht wieder zusammen, sondern nach Hause lassen sollen. Sie habe sich sittlich immer brav aufgeführt und einen reinen Lebenswandel geführt. Jakob sei früher oft nach dem Elternhaus gekommen; sie habe ihn immer sehr gerne gehabt, aber nie an so etwas gedacht. Sogar als Berta ihnen beiden die Hände auflegte und sie Braut und Bräutigam nannte, hätte sie nicht an eine leibliche Vereinigung gedacht. In R. sei dann die Erleuchtung über sie gekommen: Es sei ihre heilige Pflicht geworden, ihre Keuschheit, das höchste Gut, das sie besaß, Gott darzubringen. Berta habe gesagt, gerade, daß sie ihrer drei seien, zeige, daß es eine geistige Ehe sei. Durch Berta sei der Herr bei ihnen gewesen. Berta sagte auch, das Gesetz müsse durchbrochen sein, die Eifersucht müsse besiegt werden. Das Ganze sei eine Prüfung gewesen. Sie habe niemals geglaubt, daß sie ein Kind bekomme. Als sie einmal an ihrer Erfindung,

jener ihr von Gott eingegebenen Kinderwiege arbeitete, habe Berta gesagt: „Lina keine Kinder mehr"; und noch kurz vor der Geburt habe sie eine Hebamme gefragt, ob ihre Beschwerden von einer Schwangerschaft herrühren könnten. Sie konnte es einfach nicht glauben, daß eine solche Schande über sie kommen müsse. Doch, wenn auch die Tat sündlich und vor den Menschen verwerflich, sie wollte sie doch nicht ungeschehen wissen, denn erst dadurch sei sie vollkommenen Glaubens geworden. „Es sei nichts Geringes, wenn man viel durchmache. Als sie sicher war, ein Kind zu bekommen, habe Berta gesagt, daß Gottes Wort im Werk erfüllt sei". Es sei dann wie bei der Maria gewesen, nur sei das Kind zu Gott in den Himmel entrückt worden. Es handle sich um die heilige Dreifaltigkeit: der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Die beiden ersten seien geboren: der Vater sei Gott, der Sohn Jesus, aber der Heilige Geist sei noch nicht geboren und das sei ihre Aufgabe gewesen. Aber Gott habe ihn gleich wieder zu sich genommen, da die Welt viel zu schlecht für ihn war. Seit ihrer Rückkehr aus der Anstalt sei es ihr sehr schlecht ergangen. Sie sei dem Bruder Rudolf begegnet und der habe sich besonnen, ihr die Hand zum Gruß zu geben, da sie in der Gemeinde als räudiges Schaf verschrien war. Bald nachher habe ihr Bruder Jakob eine reiche Bauerntochter geheiratet und ein Gut in M. übernommen. Das habe sie auch gekränkt, denn er sei doch ihr Bräutigam. Nicht, daß sie ihm nicht alles Glück gegönnt hätte, aber sie selbst hätte das niemals tun können. Sie sieht ihn jetzt zuweilen und es schmerzt sie immer noch, daß auch er sie verleugnet hat. Sie würde jetzt noch gerne mit ihm sexuellen Umgang haben, aber sie fände die Freiheit des Geistes nicht mehr dazu und dann könnte sie keine andere mehr neben sich haben. So bleibe sie denn im Elternhause, solange ihr Vater lebe. Er habe zwar das Haus schon dem Sohne Heinrich vermacht. Mit diesem komme sie nicht gut aus, da auch er immer sie als alleinige Urheberin all der Geschichten hinstelle. Zudem nehme er ohne weiteres immer von ihrem Geld, als ob er ihr Vormund wäre. Mit ihrem Geld habe man auch für alle drei die Pension in Königsfelden bezahlt; das finde sie ungerecht, denn Berta und Jakob hätten auch mitgemacht, so gut wie sie. Um etwas Geld zu verdienen, habe sie sich weiter mit ihrer Erfindung abgegeben und sei am 16. August wegen Verhandlungen nach Zürich gereist. Als sie von dort zurückkam, habe sie mit ihrem Bruder Heinrich Streit bekommen, wegen ihres Kassenbuchs. Sie seien so hitzig geworden, daß er ihr die Türe wies. Da reiste sie wiederum fort, um nie mehr zurückzukommen. Aber kurz vor Zürich bei Dietikon wurde sie das Opfer jenes Eisenbahnunglücks vom 17. August. Sie lag viele Monate an einem komplizierten Oberschenkelbruch in Zürich im Spital. Dort habe sie wieder beten gelernt, was sie seit langem unterlassen hatte. Es sei wie eine Art Interregnum gewesen. „Sie wollte nicht für etwas beten, was schlecht sei, aber jetzt wisse sie, daß es einen Gott gebe." Jetzt ist sie wieder zu Hause, kann aber wegen des Unfalls noch nicht den ganzen Tag arbeiten. Sie hinkt stark, da das eine Bein kürzer geworden ist. Derweil habe ihr Bruder die Erfindung zusammengeschlagen, da sie schuld sei an dem Eisenbahnunglück. Jetzt fühle sie sich sehr vereinsamt. Nur der Vater halte zu ihr, von den anderen werde sie verfolgt. Mit der Mutter sei gar nichts anzufangen; dieselbe sei ganz in den Händen der Gemeinde. Sie wage nicht einmal mehr die Tochter zu küssen, da sie verdammt sei. Sie war gewohnt, eine geistige Heimat zu haben, und jetzt könne sie nirgends mehr unterkommen.

Der Vater gab an, zuerst bei der Mission in Basel gewesen zu sein, dann kam er hierher und ging mehr als 20 Jahre lang in die Gemeinde. Jetzt ist er schlecht auf sie zu sprechen, da sie sich davongemacht, sobald sie nötig war. Die Vorsteher hätten einfach Angst gehabt, aber der Heiland habe doch auch sein Leben gelassen für seine Sache. Er wolle jetzt nichts mehr wissen von einer Sekte, denn jede meine, sie habe recht und schimpfe auf die anderen, und dabei sei doch Gott der Richter und die Menschen die Knechte. Sie hätten in der Versammlung nur Brüder und Schwestern und außerhalb der Gemeinde dürfen sie nicht heiraten. Da müsse man doch begreifen, daß richtige Brüder und Schwestern nichts dabei sehen, miteinander sexuell zu verkehren. Ihm wäre lieber gewesen, wenn die drei ins Zuchthaus gekommen, dann hätten sie doch Geld verdienen können. Königsfelden hätte ihn mehr als 2000 Frk. gekostet. Ferner hätten dann die Herren der Gemeinde auch vor Gericht erscheinen müssen, um sich zu

verantworten. Wenn nur diese Wiedertäufer nicht wären, dann wäre alles nicht passiert. Als die Mutter diesen Ausspruch hörte, erboste sie heftig, und es entstand ein Wortwechsel, den zu beschwichtigen ich alle Mühe hatte. Die Mutter sagte, man wisse ja jetzt, daß Berta all das in der Krankheit tat, leider glaubte sie damals, es sei der Teufel.

Am 20. Juli 1916 suchte ich Jakob M. in M. auf. Er bewohnt einen großen Bauernhof etwas abseits im Tale, zusammen mit einer hübschen Frau, von der er zwei Kinder hat. Äußerlich zeigte er den Typus des Landwirtes. Sein Gesicht fällt durch die tiefliegenden, strahlenden Augen und das scharfe Profil auf, worin er eine große Ähnlichkeit mit seiner Schwester zeigt. Er schien fröhlichen, ruhigen Gemütes zu sein. Nachdem ich ihm den Zweck meines Besuches erklärt, willigte er bereitwilligst ein, Auskunft zu geben. Er sprach dabei etwas schwerfällig, jedoch deutlich und wohlüberlegt.

Er sei von klein auf leichtgläubig gewesen und man habe ihm oft prophezeit, daß er einmal über die Ohren gehauen werde. Das sei dann auch richtig geschehen. Durch die alleinige Beschäftigung mit Bibellesen und religiösen Dingen sei die ganze Familie in einen eigentümlichen Zustand geraten, wo sie nicht mehr wußten, was sie taten. Sie seien geistig überanstrengt worden und hätten auch alle andere Arbeit liegen lassen. Schon die Gemeinde habe viel religiöse Übung verlangt; seine Schwestern aber glaubten, sie müßten des Guten noch mehr tun. Eines spornte das andere an im Auslegen der Bibel und in Erfindung ritueller Szenen. Sie gingen somit weit über das hinaus, was im Sinne der Gemeinde war. Immerhin habe diese doch den Anstoß dazu gegeben, schon durch die Behauptung, daß sie die einzig richtige Religion vertrete. Er, Jakob, habe alles geglaubt, was Berta im Frühjahr und Herbst 1908 prophezeite. Auch in Königsfelden habe er nur auf das versprochene Reich Gottes gewartet. Als dann aber die Zeit vorüberging, ohne daß etwas geschah, da sah er wohl ein, daß alles ein Irrtum war. Da hatte er denn nur noch der Hoffnung gelebt, daß sie doch wieder zusammen und in die Gemeinde zurückgeführt würden, aber man habe sie immer abgewiesen. So seien eine Reihe Widersprüche entstanden, die ihn befremdeten, so daß er jetzt nichts mehr mit den Leuten zu tun haben wolle.

An jenen Ereignissen in R., wo er mit seinen Schwestern sexuellen Verkehr pflegte, träfe alle 3 Beteiligten gleiche Schuld. Keines habe das Andere besonders verlangt. Ihre Schwäche dem Geschlechtstrieb gegenüber und die engen Beziehungen, die sie durch ihre religiösen Ideen zueinander hatten, seien auch mit im Spiele gewesen. Doch hätten sich alle für von Gott geführt gehalten und keines sei sich irgendeiner Sünde dabei bewußt gewesen. Dann führte er eine Reihe Beispiele aus der Bibel an, wo Ähnliches geschehen, obwohl er jetzt nicht mehr an die Richtigkeit dieser Überlegungen glaubt. Auch alle jene Ideen vom Heiligen Geist und von der speziellen Führung durch Gott hat er jetzt fallen lassen. Er gibt an, daß er nie sexuellen Umgang hatte, bevor er mit seinen Schwestern verkehrte. Die Mutter habe ihn jedesmal gescholten, wenn er nur mit einem fremden Mädchen gesprochen habe. So habe er, statt zur gegebenen Zeit zu heiraten, angefangen zu beten und Buße zu tun und geglaubt, er müsse ein keusches Leben führen. Das habe sich dann später gerächt. Nach seiner 1912 erfolgten Entlassung in Königsfelden habe er sich zweimal in Basel beim Auswanderungsamt für Amerika angemeldet, einmal habe er auch 20 Fr. deponiert. Aber er sei dann jedesmal wieder anderen Sinnes geworden und die Verwandten hätten ihm auch alle davon abgeraten. Er habe im Kanton Thurgau als Knecht gedient, nachher sei er zu seinem Schwager hierher nach M. gezogen und habe zwei Jahre in einer Fabrik gearbeitet, bis zu seiner Heirat 1914. Nun betreibe er sein eigenes Heimwesen und lebe glücklich mit seiner Frau und zwei Kindern. Statt zu den Wiedertäufern gehe er jetzt mit seiner Frau und seinen Kindern in die Landeskirche. Man könne schon leben nach dem, was der Pfarrer sage, wenn man auch nicht so glücklich sei, wie wenn man zu den Auserwählten gehöre. Er gesteht, daß er im Grunde jeden Tag gerne zu den Wiedertäufern zurückkehren würde, obwohl er eingesehen, daß jene auch nicht die alleinseligmachende Religion innehätten. Aber man fühle sich so gehoben und geborgen dort, wie nirgends sonst. Mit seiner Frau aber spreche er nie darüber. In der Bibel lese er wenig mehr; nicht daß er das Buch weniger schätze, aber es schmerze ihn jedesmal, wenn ihm die alten Erinnerungen auf-

kämen. Zum Auslegen sei ihm auch die Lust vergangen. Er, wie seine Eltern und Schwestern hätten vieles falsch gedeutet und Dinge, die nur als Beispiel oder symbolisch gemeint waren, für wirkliches Gebot gehalten. Aus Mißverständnis und Übereifer sei dann das ganze Unglück entstanden. Die Religion habe ihn über die „Löffel balbiert". Er sei sehr froh, daß er sich so aus der ganzen Sache ziehen konnte und möchte nur seiner Schwester Lina dasselbe gönnen.

Wir haben diesen Fall etwas ausführlicher geschildert, da er mehrere Formen von psychischen Infektionen in sich birgt. Basierend auf einer Massensuggestion, entsteht eine Familienepidemie von religiösem Wahnsinn, in deren Mitte wiederum einige Glieder derart psychisch erkranken, daß sie mit dem Strafgesetz in enge Berührung kamen.

Die breite disponierende Basis bildet in unserem Falle die in der dortigen Gegend sehr ausgebreitete Wiedertäufergemeinde. Die Mitglieder werden von klein auf in einem einseitig religiösen Geiste auferzogen. Sie halten sich für die von Gott Auserwählten und pflegen deshalb gewisse Gebräuche, an die sie sich strenge halten.

Es ist nun eine bekannte Tatsache, daß gerade auf dem Boden solch religiöser Schwärmerei gerne sexuelle Auswüchse entstehen. Zur Verbindung von Pietismus und Erotik hat z. B. Pfister (60) wertvolle Beiträge gebracht. Die heute bestehenden Sekten sind Rückfälle in die Religiosität des Mittelalters, wo die Leute in dieser Richtung oft einen Seelen- und Geisteszustand besaßen, den wir heute als pathologisch bezeichnen würden. Das Fehlen einer tieferen naturwissenschaftlichen Bildung machte jeden Wunderglauben möglich. Diese Art von Sekten entwickelt sich auch heute noch meist bei Ungebildeten. Gadelius (28) sagt, daß die Leute im Mittelalter vergeblich versuchten, den Selbsterhaltungs- und Sexualtrieb vom Menschen zu trennen, welches Mißlingen sie dem Teufel zuschrieben. Er nennt den Teufel das Sinnbild der Volkshysterie.

Die zwölfköpfige Familie M. gehörte ausnahmslos zu der Sekte der Wiedertäufer. Da der Vater durch einige glückliche Unternehmungen in seiner Gutswirtschaft sich Gott besonders verpflichtet glaubte, und auch die Mutter eine bigotte Frau war, zählten sie zu den eifrigsten Mitgliedern. Es genügt ihnen bald nicht mehr, was die Gemeinde vorschrieb. Sie fingen auch an zu Hause die Bibel zu lesen und auf ihre Art auszulegen. Sie hielten sich bald für die Auserwählten unter den Auserwählten. Zum eigentlichen religiösen Wahnsinn wäre es vielleicht nicht gekommen, wenn in der Familie nicht eine Schizophrene, Berta M., gewesen wäre. Es ist das öfters der Fall bei solchen Epidemien, daß pathologische Naturen den Anstoß zur psychischen Infektion geben. [Vgl. Horstmann (37), Boumann (12), Woods (92), Etchepare (22) und Ruysch (67).] Diese Rolle spielte hier die Berta M., welche sonst als einfältig in der Familie mißachtet, durch ihre schizophrenen Symptome Katalepsie, Halluzinationen und Visionen plötzlich aller Aufsehen erregte und dann die geistige Führung der Familie übernahm. In einer ersten Erleuchtungsperiode im Frühjahr 1908 bereitete sie ihre Familie auf das kommende Reich Gottes vor (23. Oktober), wobei sie eine große Rolle zu spielen hätten. Durch diese Halluzinationen wurde die äußere Welt in ihrem Sinne umgestaltet. Die verschiedenen Meinungen bekamen unter dem Einfluß starker Gefühle Sicherheit, ein Vorgang, welchen Horstmann (37) als Fanatismus bezeichnet. Berta schickte eine Schwester zur Wiedertäufergemeinde, daß sie auch an dem Glücke teilnehme, aber diese wollte nichts davon wissen und erklärte, Berta sei von einem Irrgeist besessen. Dieser

Meinung war auch ihre stark unter dem Einfluß der Gemeinde stehende Mutter und ihr ältester Bruder. Die jüngeren Geschwister aber, besonders Lina und Jakob und nach einigem Zögern auch der Vater, standen treu zu der Erleuchteten. Sie pflegten nur noch eifriger ihre Bibelstunden und religiösen Gebräuche, die bald eine erotische Färbung bekamen. Die Rückwirkung der einzelnen Familienglieder aufeinander vervielfachte das, was der einzelne dazu beitrug und entwickelte eine enorme Triebkraft, eine fieberhafte Spannung, die im Herbst 1908 zur Verbrennung des Kalbes führte, an der sich außer der Mutter die ganze Familie, d. h. der Vater, drei Söhne, fünf Töchter und eine Magd beteiligten. Nach Hecker (35) erinnert dieser auffallend oft beobachtete Brauch des nächtlichen Feuerumtanzens von dem germanischen „Nodfyr" her. Dieses wurde seinerzeit vom heiligen Bonifazius verboten, lebte aber im Johannisfeuer weiter. Das Johannisfeuer wurde im Mittelalter und an gewissen Orten bis in unsere Zeit hinein mit fanatischen Tänzen begangen und artete 1374 in den Johannistanz aus, der sich damals von Aachen aus durch ganz Deutschland verbreitete. Eine solche Szene spielte sich auch in unserem Falle ab.

Die darauffolgende Internierung von Berta, Lina und Jakob in der Irrenanstalt Königsfelden führte zu keiner Korrektur der Wahnideen in der übrigen Familie. Ein heftiger Streit zwischen Vater und Mutter brach aus, da ersterer Berta für von Gott erleuchtet, letztere dieselbe von einem Irrgeist besessen hielt. Die Geschwister sind alle mit der Zeit wieder zur Gemeinde zurückgekehrt, obwohl sie für ihre Untat schwer gebüßt wurden. In Königsfelden wurde bei den drei Geschwistern „religiöser Wahnsinn" diagnostiziert. Die Schizophrenie der Berta war damals noch nicht ausgesprochen. Da keine Korrektur der Wahnideen eintrat, wurden sie auf Verlangen ihrer Verwandten unter Zustimmung des Bezirksamtes aus der Anstalt entlassen, unter der Bedingung, daß sie nicht wieder ins alte Milieu zurückkehrten. Man hielt nämlich fälschlicherweise den Vater M. für die antreibende Person. Vom Elternhause verbannt, von den übrigen Verwandten mißhandelt und verachtet — was war natürlicher, als daß die drei sich unter einem Dache zusammenfanden. Da konnten sie ungestört Gott in Liebe dienen. Das erotische Moment, das schon 1908 eine Rolle gespielt hatte, wurde zur Hauptsache. Vom Herbst 1910 an verkehrte Jakob sexuell mit seinen beiden Schwestern. All das taten sie angeblich in der Absicht, Gott zu dienen. Sie nannten diese Ehe zu dritt eine „geistige Ehe". Lina und Jakob waren aber das eigentliche Paar. Schon 1908 hatte Berta in ihrer Erleuchtung die beiden Braut und Bräutigam genannt. Obwohl sie gegen die Gesetze verstießen, hielten sie sich für von Gott geführt, und die Bibel gab ja genug Beispiele von ähnlichen Zuständen. Erst die bei Lina auftretende Schwangerschaft und Geburt führte Ende Mai 1911 zur Aufklärung der Zustände, indem Jakob beim Gericht Anzeige erstattete. Die drei wurden zur Beobachtung ihres Geisteszustandes wiederum in Königsfelden interniert. Bei Berta kam die Schizophrenie allmählich deutlich zum Vorschein. Sie bekam starke körperliche Symptome und wurde, namentlich nachdem das erwartete Gottesreich auf den bestimmten Termin nicht eintraf, dauernd deprimiert. Ende November 1911 wurde sie für $1^1/_2$ Jahre entlassen, mußte dann aber im April 1914 wegen eines neuen Schubes wieder in die Anstalt gebracht werden, wo sie noch heute weilt. Diese Krankheit der Berta brachte die Familienglieder in O. wieder etwas zur Vernunft,

so daß jetzt namentlich auch der Vater das Krankhafte ihrer Ideen einsah. Doch blieb der Streit bestehen, indem dieser auch von den Wiedertäufern nichts mehr wissen wollte, die Mutter aber weiter zu ihnen hielt. Nur die Wahnideen der Berta und Lina wurden bei ihnen endgültig korrigiert, so daß wir die Fälle in dieser Beziehung zur ersten Kraepelinschen Abteilung des induzierten Irreseins der Symptomübertragung rechnen würden.

Lina M. bietet ein schönes Beispiel für das induzierte Irresein. Eine Disposition entstand bei ihr, wie bei allen Familiengliedern, durch die intensive religiöse Betätigung in ihrer Gemeinde, welche bei allen jenen geistigen Hochmut und die Selbstüberschätzung in moralischer Beziehung verursachte, wie sie diesen Sektierern eigen ist. Weiter aber schuf ihr Lebenslauf einen eigentlichen Boden für die sexuellen Verirrungen. Sie hatte ihrer Sekte zuliebe ihre Verlobung und auch andere Beziehungen gelöst, um ihr höchstes Gut, ihre Keuschheit, ihrem Gott zu bewahren. Bei ihrer verheirateten Schwester bekam sie die Inspiration für eine Kinderwiege in Form eines Phallus. Dahinter hat sich wohl schon damals eine Sehnsucht nach Kindern verborgen. Nach Stekel (76) sind Erfindungen oft eine Übertragung seelischer Probleme in die Sprache der Technik. Als sie dann schwanger wurde, fand sie sich sofort mit Hilfe der Bibel und Bertas Prophezeiungen in ihre Rolle hinein. Es sei ein geistiges Kind gewesen, die Geburt des Heiligen Geistes, darum habe Gott es auch zu sich genommen. Eine Korrektur ist nicht eingetreten, trotz des Ausbleibens des Gottesreiches auf Erden und trotz Bertas Krankheit. Sie hält noch so an ihren ursprünglichen Wahnideen fest, daß sie angeblich jederzeit den sexuellen Verkehr mit ihrem Bruder wieder aufnehmen würde, wenn dieser nicht verheiratet wäre. Den Wiedertäufern grollt sie sehr, daß sie sie dauernd sitzenließen. Sie war auf dem besten Wege Atheistin zu werden, als eine schwere Verletzung bei einem Eisenbahnunglück sie wieder beten lehrte. Linas Verhalten erweckt sehr den Verdacht auf Dementia praecox. Ihre Schwester Berta ist ja Beweis genug, daß ein schizophrenes Moment in der Familie ist. Aber eine suggerierte Wahnidee ist noch kein Beweis für Dementia praecox, um so mehr als die Nichtkorrektur psychogen bedingt zu sein scheint, indem Lina das Gefühl hat, daß sie dann keine Achtung mehr vor sich selber haben könnte. Wir würden demnach den Fall Lina M. zur folie communiquée der Kraepelinschen Einteilung rechnen. Ein gewisser Verdacht auf eine latente Schizophrenie kann derzeit nicht bis zur Gewißheit einer Diagnose gefestigt werden. Vielleicht wird die fernere Beobachtung ergeben, ob das Fehlen einer weiteren Krankheitsentwicklung eine Prozeßpsychose unwahrscheinlich macht und die Annahme eines psychogen induzierten Irreseins sicherstellt.

Jakob M. war wie die übrige Familie zur religiösen Schwärmerei disponiert. Daneben hat er von seinem Vater starke erotische Triebe geerbt, die von seiner Mutter gewaltsam zurückgehalten und in religiöse Bahnen gelenkt wurden. Seine Leichtgläubigkeit und sein Gottvertrauen ermöglichten es, daß religiöse Wahnideen ihn vollständig beherrschten. Von Dementia praecox hat weder die Erscheinungsform noch die Anstaltsbeobachtung etwas gezeigt. Auch ist bei ihm vollständige Korrektur eingetreten, wobei es ihm allerdings durch seine Heirat und sein ganz anderes Leben leichter wurde, mit dem früheren abzubrechen, als der Lina, die immer im gleichen Milieu blieb. Wir würden den Fall Jakob M. zur folie communiquée unter dem induzierten Irresein rechnen.

Dieser Fall scheint mir außerdem ein schönes Beispiel vom Zusammenhang pietistischer Mystik und halb unbewußter, halb bewußter Erotik zu sein.

### Fall IV.

Im Dorfe W. befindet sich die chem. Färberei und Waschanstalt T. Sie besteht aus 2 Haupt- und mehreren Nebengebäuden, beschäftigt ca. 300 Arbeiter und Arbeiterinnen, die teils in der Umgebung und teils in der Stadt wohnen. In der zweiten Etage eines einzelstehenden Hauses liegt der Plättesaal, ein weiterer, mäßig hoher Raum mit Fenstern an beiden Längsseiten, so daß er reichlich belichtet ist. An einem Ende läuft eine kleine Pumpmaschine, die etwas Geräusch macht. Am anderen Ende befinden sich zwei kleine Zimmer als Ankleideräume, eine Holztreppe führt auf den Estrich. An zwei Tischreihen, den Fenstern entlang, arbeiten die Büglerinnen, meist stehend, mit elektrischen Bügeleisen. Es sind ca. 40 kräftige junge Mädchen und Frauen im Alter von 18—24 Jahren. Sie zeigen ein zufriedenes, gesundes Äußeres; ein heiterer, ungezwungener Ton herrscht unter ihnen. Die Aufsicht führt seit mehreren Jahren eine Frau L. Wenn sie abwesend ist, übt die Oberbüglerin Frau W. dieselbe aus. Zur Aushilfe und kleineren Handreichungen ist ihr die 15jährige Berta B. beigegeben, eine Epileptika, welche ungefähr alle 2 Monate ihre Anfälle bekam. Sie wurde dann jeweilen in das benachbarte Zimmer gebracht und wenn ihr besser geworden, von ihrer älteren Schwester, der Büglerin Margrit B. nach Hause geführt. Die Angestellten regten sich darüber nicht weiter auf. Eine weitere Epileptika Anna D. war auch unter ihnen, hatte aber äußerst selten Anfälle. Anfang März 1913 trat die Josephine T., ein 24jähriges, blasses und hysterisches Mädchen, in die Fabrik ein. Ihr Platz war zufällig neben der Berta B., deren Anfälle sie jeweilen in die höchste Aufregung brachten, so daß sie auch zu zittern anfing.

Am Morgen des 17. September 1913, einem warmen Mittwoch, wurde morgens 7 Uhr die Oberaufseherin Frau L. wegen Unwohlsein für diesen und den folgenden Tag nach Hause entlassen. Die Leitung und Verantwortung im Plättsaal lag demnach auf den Schultern der Frau W. Diese hatte vor einigen Tagen mit dem Prinzipal einen kleinen Disput gehabt, was sie sich als empfindliche, ehrgeizige Frau sehr zu Herzen nahm: „Sie hätte weder essen, noch schlafen können." An diesem Mittwoch zog sie der Färbermeister wegen dieser Angelegenheit etwas auf, so daß der alte Ärger aufs neue ausbrach. Sie arbeitete sich dermaßen in ihre Gereiztheit hinein, daß ihr übel wurde. Auf der Suche nach Wasser fing alles an „sich zu drehen und zu tanzen", sie verlor die Besinnung und fiel zu Boden. Man brachte sie in die Wohnung des Prinzipals, wo sie bald wieder zu sich kam. Nachdem sie etwas gegessen, wurde sie nach Hause geschickt und legte sich zu Bett. — Im Saal oben verursachte der Unfall der Oberplätterin große Aufregung. Die Josephine T. wurde unruhig, fing an mit beiden Armen zu zittern und mußte sich setzen. Die kleine Berta B. stieß einen Schrei aus und fiel zu Boden. Als die T. das sah, gingen die Zuckungen auf ihren ganzen Körper über, so daß sie schlotternd vom Stuhle sank. Die Berta B. wurde in das Nebenzimmer gebracht, wo sie sich erholte. Die Josephine T. brachte man auf einer Tragbahre zum Prinzipal hinunter. Dieser ließ sie etwas zu sich nehmen und unter der Aufsicht der Plätterin Sophie A. im Garten sich erholen. Nach einer Stunde war alles wieder in Ordnung und an der gewohnten Arbeit.

Tags darauf, Donnerstag, den 18. September 1913 war jedermann wie gewohnt um 7 Uhr morgens an der Arbeit. Um durch die anderen nicht gestört zu werden und aus der Nähe der kleinen Epileptikerin zu sein, wurde die Josephine T. in den oberen Saal zum Detachieren geschickt. Kurz nach der Frühstückspause, etwas nach 9 Uhr, merkte diese wiederum, saß ihr übel werde, sie mußte sich setzen und rief nach Hoffmannstropfen; im Moment, da sie einen Zucker in den Mund stecken wollte, fiel sie zu Boden. Die Detachiermeisterin war voll Entsetzen und rief mit gellender Stimme in den Saal hinunter, daß die T. wieder einen Anfall habe. Die Oberplätterin Frau W. stieg hinauf, sah die T. am Boden liegen, sich die Haare raufend und mit den Beinen strampelnd. „Das habe ihr halb das Herz umgedreht, denn man habe ihr bis an die

Knie gesehen und das war doch peinlich, obwohl sie sauber gekleidet war. Sie konnte selber kaum mehr stehen, so griff sie dieser Anblick an." Unterdessen brachten die anderen Hilfe, die Sophie A. Wolldecken, die anderen eine Tragbahre, worauf man sie hinunter spedierte. Sophie A., ein kräftiges, nüchternes Mädchen, mußte auf Anordnung des Prinzipals bei ihr bleiben. Josephine T. zitterte immer noch und fuhr sich einmal über das andere in die Haare. Ihre Hüterin nahm nun ihren Kopf zwischen deren Hände und drückte ihn gegen ihre Brust in der Hoffnung, daß das Zittern so aufhöre. Sie blieb bei ihr bis zum Mittagessen und übernahm nachmittags auf Anordnung der Frau W. die Arbeit der Kranken, da diese nach Hause geschickt wurde. Weiter kam nichts vor. Am Abend ging die Sophie A. ruhig nach der Stadt, wo sie bei einer Heilsarmee-Kapitänin wohnte. Sie gehörte selbst auch dieser Gemeinde an. Während des Nachtessens erzählte sie des langen und breiten die Angelegenheit und rief damit großes Erstaunen hervor. Als sie um 10 Uhr zu Bett gehen wollte, fing plötzlich ihr rechter Arm an zu zittern. Sie sträubte sich dagegen, indem sie ihn gegen die Bettkante preßte, aber umsonst. Auf ihr Rufen kam die Hauswirtin zu Hilfe, zog sie aus und brachte sie zu Bett. Aber auch da hörten die Zuckungen nicht auf, sondern gingen auf den Kopf und den übrigen Körper über. Nur die Beine, mit denen sie sich unten am Bett anstemmte, blieben frei. Die ganze Matratze wurde mitgeschüttelt, dabei stöhnte sie und verdrehte die Augen. Alles Anrufen und vernünftige Zureden blieben ohne Erfolg. Sie schien bewußtlos zu sein. Erst gegen 1 Uhr nachts trat Ruhe ein.

Am anderen Morgen, Freitag, den 19. September 1913 ging die Sophie A. erst um 9 Uhr in die Fabrik. Da bis jetzt nichts vorgefallen war, arbeitete sie am selben Platze wie gestern. Gleich anfangs wurde sie erschreckt durch einen kleinen Knall, den das elektrische Bügeleisen von sich gab. Bald nachher bekam zur selben Zeit und an derselben Stelle wie gestern die Josephine T. ihren Anfall. Kaum hörte die A. davon, so fing sie an, erst mit der rechten Hand, dann am ganzen Körper zu zittern. Sie eilte zu der Garderobe und fiel dort zu Boden. Das rief eine große Panik unter den Angestellten hervor, da man wußte, daß die Sophie A. noch nie so etwas durchgemacht hatte. Die einen drängten sich herzu, andere flüchteten. Die Oberaufseherin Frau L., die sich noch nicht ganz sicher auf den Beinen fühlte, blieb furchtsam im Hintergrund. Frau W. wurde es übel, so daß sie sich setzen mußte. Die zwei Epileptischen B. und D. wurden ins Freie geschickt, damit sie nicht auch Anfälle bekämen. Der Prinzipal ordnete an, daß die beiden, die wie Rasende um sich schlugen und mit den Zähnen schnappten, auf Tragbahren gebunden und ins Freie geschafft wurden. Er und der Maschinist W. mußten selber Hand anlegen, um die beiden zu bändigen. Rosa K., ein kräftiges junges Mädchen von 20 Jahren wurde der Josefine T. als Wache beigegeben. Diese erholte sich mit der Zeit und konnte sich auf einem Stuhle halten. Doch nicht für lange, denn bald begannen die Anfälle von neuem, wobei sie in die Stechpalmen geriet und nur mit Frau W.s Hilfe herausgezogen werden konnte. Die Plätterin Frau F. hütete die Sophie A. im Garten; doch nur mit Widerwillen. Sie hatte zwar im Saal oben die Nase zu vorderst gehabt, doch erschrak sie jetzt heftig ob den Anfällen und war herzlich froh, als man sie zur Arbeit rief. Da es viel zu bügeln gab, konnte man keine Leute bei der Arbeit entbehren. Die beiden wurden deshalb in ein Zimmer gebracht und dort auf den Tragbahren allein gelassen. Unterdessen war nach dem Arzt Dr. Sch. im nächstliegenden Dorfe geschickt worden, der um 11 Uhr ankam. Als er in das Zimmer trat, lagen die beiden halb bewußtlos da. Aber sofort fing die Josephine T. mit ihren Zuckungen an und zwar heftiger als je, so daß sie sich mitsamt der Tragbahre vom Boden hob. Die andere folgte ihr nach, raufte sich die Haare und schlug wütend um sich. Der Arzt diagnostizierte epileptiforme Krämpfe, verschrieb Baldriantropfen und ordnete an, daß die beiden sofort getrennt würden. „Die eine stecke ja die andere an." Dieser Ausspruch wurde von den neugierig Dabeistehenden mit großem Schrecken vernommen. Dem Befehl des Arztes wurde entsprochen. Frau W. bewachte die T., welche trotz der Tropfen die ganze Zeit über tobte. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus und bat die Plätterin Johanna K. sie abzulösen. Die Sophie A. war in einem fort bewußtlos, bis um 1 Uhr die Arbeiterinnen vom Essen zurückkamen. Da wachte sie auf und rief

nach ihrem Vater. Man führte sie in die Wohnung des Prinzipals und gab ihr Suppe. Nachher setzte man sie wieder in den Garten mit Frau F. zur Gesellschaft. Etwas vor 4 Uhr wurde sie von der Frau des Prinzipals zu einer Tasse Kaffee gebeten. Die Oberplätterin Frau W. war wegen Übelkeit auch dort. Sophie A. bekam sofort wieder Zuckungen in der rechten Hand, so daß sie nur mit der Linken die Tasse an den Mund führen konnte. Im übrigen konnte sie sich so weit beherrschen, daß die Zuckungen nicht weiter um sich griffen. Sie hatte ursprünglich im Sinne, mit dem 5-Uhr-Schiff nach Hause zu fahren. Als sie aber mit der Frau W. in den Saal trat und sich jedermann nach ihrem Befinden erkundigte, fiel sie gleich wieder bewußtlos zu Boden. Neuer Schrecken? — Der Prinzipal hatte nun genug. Mit barscher Stimme ersuchte er die übrigen Angestellten, nicht mehr auf die dummen Geschichten zu achten und bei der Arbeit zu bleiben. Die beiden Besessenen wurden wieder hinuntergetragen, in das Geschäftsauto geladen und in die Stadt nach Hause gefahren. Rosa K. welche die T. während des Nachmittags bewacht hatte, wurde den beiden zur Begleitung mitgegeben. Während der Fahrt war die T. frei von Anfällen, so daß sie von der Tragbahre aufstehen und aufsitzen konnte. Kaum war sie in der Wohnung, bekam sie wieder einen Anfall, wie die K. glaubt, von der Fahrt her. Die Josephine T. wurde dann gleich zu Bett gebracht, wo sie sich allmählich beruhigte. Rosa K. blieb dann noch eine Stunde bei ihr. Zum Nachtessen ging sie nach Hause und nachher in den Samariterkursus, an dem sie sehr hängt. Auf dem Heimwege kam ihr die ganze Sache wieder in den Sinn. Sie war an jenem Morgen unwohl geworden, deshalb war es ihr gar nicht recht gewesen, daß sie hatte hüten helfen müssen. Während eines Anfalls, den die T. im Garten hatte, mußte sie sie lange Zeit in einer verdrehten Stellung halten, um zu verhüten, daß sie in die Stechpalmen fiele. Schließlich hatte sie solches Herzklopfen bekommen, daß sie die Zitternde fallen ließ und erst mit Hilfe der Frau W. wieder herausziehen konnte. In großer Aufregung ging sie jetzt zu Bett, konnte aber nicht einschlafen, sondern begann auch zu zittern, zuerst in den Armen, dann kamen Spannungen und Zuckungen in den Beinen, bei alledem starkes Herzklopfen und Bangegefühl. — Die Sophie A. hatte auch während der Fahrt nicht aufgehört zu zittern, durch das Rütteln bekam sie heftiges Kopfweh, und es ward ihr oft schwarz vor den Augen. Da in ihrer Wohnung noch niemand zu Hause war, fuhr man sie zu einer Krippe der Heilsarmee. Sie konnte weder gehen noch stehen; man trug sie hinauf und brachte sie zu Bett. Dort war sie die meiste Zeit über bewußtlos. Wenn sie wieder klar wurde, fingen sofort die Zuckungen an. Erst am anderen Morgen erkannte sie ihre Umgebung und merkte, daß sie nicht zu Hause in ihrem Bette lag. — Im Plättesaal war unterdessen, da der Chef absolute Ruhe befohlen, wenigstens äußerlich Ruhe eingetreten, nachdem einmal die beiden Tobenden entfernt worden waren. Erst am Abend nach Schluß der Arbeit wurde der Fall wieder ausgiebig besprochen. Die meisten waren noch schreckensbleich, hatten den Eindruck, daß die Sache gefährlich sei und waren nicht sicher, ob sie nicht auch etwas abbekommen könnten. Namentlich der Ausspruch des Arztes, daß die eine die andere anstecke, bestärkte sie darin. Nur wenige blieben ganz ruhig. So eine Plätterin Marie P., die ganz gleichgültig blieb. Ein Jahr später zeigte sich aber gerade bei dieser eine paranoide Veranlagung, welche sie veranlaßte, die Psychiatrische Poliklinik aufzusuchen. Ihre Unbekümmertheit bei diesem Anlaß ist durch ihre autistische Einstellung genügend erklärt. Die Oberaufseherin Frau L. hatte bald genug von den Schwatzereien und bat die Angestellten, ruhig nach Hause zu gehen. Sie selbst war ja in ihrem Innern auch nicht ganz ruhig, sie fühlte sich matt und ging zu Bett. Frau W. kam nur mit Mühe nach Hause. Sie fühlte sich übel, hatte starke Kopfschmerzen und ein dumpfes Gefühl an der linken Schläfengegend. Auch das linke Auge bekam einen starren Ausdruck und sei stark hervorgetreten. Das Klopfen der kleinen Pumpmaschine hätte sie den ganzen Nachmittag gequält, als ob sie an ihrem Kopfe montiert wäre. Auf dem Heimweg war ihr schwindlig. Zu Hause fehlte ihr jeder Appetit zum Essen. Sie ging früh zu Bett. In der Nacht bekam sie Angstanfälle und glaubte, sie werde auch von der Fallsucht angesteckt; sie hatte Zuckungen am ganzen Körper, Herzklopfen und konnte kaum atmen vor Bangigkeit; bald war ihr zu heiß, bald fror sie wieder. Der Mann und

ihre Schwester machten ihr einen Wickel, daß sie endlich schlafen konnte. Die Frau F., welche die Sophie A. im Garten gehütet, hatte große Furcht gehabt, mit ihr allein zu sein, da sie ohnehin ängstlicher Natur war. Auch sie hatte der Ausspruch des Arztes, daß diese Zitterkrankheit ansteckend sei, sehr beunruhigt. Sie konnte den Abend nicht essen und fand auch im Bett keine Ruhe, insbesondere da ihr Mann wegen Nachtarbeit abwesend war. Sie erschrak ob dem kleinsten Geräusch und fing nach einiger Zeit am ganzen Körper zu zittern an, so daß sie in heftigen Schweiß geriet. Erst gegen den Morgen hin konnte sie Ruhe finden und wachte dann mit heftigem Kopfweh auf. Johanna K., welche während des ganzen Nachmittags die Josephine T. bewacht hatte, begegnete auf dem Heimweg einem anderen Angestellten, dem sie die Affäre berichtete. Derselbe meinte nun, sie solle sich nur in acht nehmen, daß sie nicht auch etwas abbekomme. Die Büglerin war beim Maschinisten in Kost und Logis. Während des Nachtessens, kam sie nicht los von den Eindrücken. Es wurde ihr schlecht aus lauter Furcht, auch krank zu werden. Herr W. redete ihr zu, das wären ja lauter Dummheiten, sie brauche nur nicht daran zu denken; aber es war umsonst. Plötzlich bekam sie Zuckungen in den Beinen, die erst aufhörten, als sie aufstand, so daß sie in einem fort umhergehen mußte. Man brachte sie zu Bett, doch hat sie sich auch dort nicht beruhigt; unter heftigem Herzklopfen und Stöhnen schlotterte sie die ganze Nacht mit Armen und Beinen. Dabei fühlte sie sich elend und war totenblaß. Erst als Frau W. sie ganz in Wickel packte, fand sie Ruhe und konnte schließlich schlafen. Auch die Epileptika Anna D. regte sich über die Sache auf, obwohl sie nicht viel davon gesehen hatte, weil man sie jeweils hinausschickte. Doch machten alle Angestellten ein solches Aufsehen von der Sache, daß sie auch angesteckt wurde; um so mehr, als sie es selber erfahren hatte, daß so etwas sich übertragen könne. Vor einigen Jahren nämlich hatte sie mit einer Mathilde G. im gleichen Zimmer geschlafen. Dieselbe war keine Epileptische, fing aber jedesmal auch an zu zittern, wenn sie einen Anfall hatte. In jener Nacht nun hatte sie zwar keinen Anfall, litt aber an Kopfweh und war unruhig. Auch die Büglerin Mathilde J. war in jener Nacht aufgeregt und hatte starkes Herzklopfen, obwohl sie sich nirgends näher beteiligt hatte.

Am Samstag morgen um 7 Uhr fehlten von den Plätterinnen Josephine T., Sophie A., Frau F., Johanna K., Rosa K., und Frau L., Frau W., Anna und Mathilde J. stellten sich nur deshalb ein, weil es Samstag war und an diesem Wochentag stets die meiste Arbeit ist. Um 9 Uhr kam auch Rosa K., doch wie sie eine Weile arbeitete, überkam sie wiederum Schwindel und Herzklopfen. Am Nachmittag mußte sie wieder nach Hause gehen. Frau W. war in die Fabrik gekommen, obwohl ihr ihr Mann davon sehr abgeraten hatte, da sie so schlecht aussehe. Gegen Mittag traten wiederum Schmerzen im linken Auge und Übelkeit auf. Das Auge war so angeschwollen, daß sie kaum sehen konnte. Der Prinzipal schickte sie deshalb nach Hause. Im Laufe des Nachmittags machte ihr die Josephine T. einen Besuch, um den Wochenlohn zu verlangen. Dort bekam sie wiederum einen Anfall, gerade als sie aus dem Hause trat und mußte im Automobil zu ihr nach Hause gebracht werden.

Wir sehen bei diesen Geschehnissen, daß im Laufe von drei Tagen von einer psychogenen Ohnmacht der Oberbüglerin und einem epileptischen Anfall der Berta B. ausgehend sich eine Fall- und Zitterepidemie entwickeln konnte, die 7 Angestellte arbeitsunfähig machte und damit den Fabrikbetrieb, der auf einen arbeitsvollen Samstag rechnen muß, erheblich schädigte. Glücklicherweise folgte der Sonntag, so daß sich ein Teil der Angestellten erholen konnte. Am Montag fehlten noch vier Büglerinnen: die T., A., Frau W. und die K. Eine Frau F., Büglerin, merkte erst am Montag den Einfluß der Vorkommnisse, ohne daß sie sich besonders beteiligt hätte.

Sie gehörte zu denen, die der Frau W. nicht besonders grün waren. Die Arbeiterinnen, die jene gerne hatten, legten ihr zum Namenstag einen Fruchtkorb und ein Schinkenbrot an ihren Platz. Dafür bekamen sie dann die bessere Wäsche

zum Plätten, während sich die anderen und auch sie mit der schlechten abfinden mußten. Frau F. wurde durch die Ereignisse so aufgeregt, daß sie den ganzen Montag nachmittag weinte und zu Hause bleiben mußte.

Bei der T., W. und A. setzten sich die Ereignisse dermaßen fest, daß sich daraus eigentlich krankhafte psychoneurotische Zustände entwickelten. Die beiden Hauptbeteiligten wurden nach ihrer Gesundung aus der Stelle entlassen. Das war der einzige Weg, um zu verhüten, daß solche Ereignisse sich wiederholten. Es hat sich denn auch bis heute nichts Derartiges mehr in der Fabrik ereignet.

Der Übersichtlichkeit halber ziehe ich es vor, den Lauf der Ereignisse an Hand der einzelnen Krankengeschichten weiter zu verfolgen. Ich habe bis jetzt den Vorfall chronologisch erzählt, wie ich ihn aus den Angaben der Fabrikdirektion und der verschiedenen Beteiligten rekonstruieren konnte. Am 1. November 1913 kam die Frau W. in die psychiatrische Universitätsklinik und damit in die Behandlung von Herrn Prof. H. W. Maier. Dieser ersuchte mich, die Sache etwas näher zu verfolgen, da sie von wissenschaftlichem Interesse sei. Ich habe daraufhin im Laufe des Dezembers und Januars den Schauplatz der Handlung mehrmals aufgesucht, mit dem Prinzipal und den Angestellten eingehend die Sache besprochen und die Mitbeteiligten genauer untersucht. Es war mir von besonderem Interesse, festzustellen, wie hoch die geistige Entwicklung derselben sei, und wie weit eine Disposition zur Ausbreitung einer solchen Epidemie vorhanden war. Zu diesem Zwecke habe ich bei den Beteiligten neben der Aufnahme der allgemeinen Anamnese und des Tatbestandes, die körperliche Untersuchung und die Assoziationsprüfungen vorgenommen. Für die Assoziationen benutzte ich gedruckte Formulare, wie sie in der Züricher psychiatrischen Klinik neuerdings gebraucht werden. Dieselben enthalten 105 zweisilbige Substantive als Reizworte, also nicht mehr wie bei den früheren Reizwortschemata Substantive, Adjektive und Verben gemischt, da hierdurch vermeidbare Störungen rein sprachlicher Natur auftreten. Zehn davon wurden zerstreut ersetzt durch folgende Worte, die zu dem Anlaß in näherer Beziehung standen: Anfall, Angst, Zittern, Trunksucht, W. (der Name des Fabrikortes), Ohnmacht, Plätten, Krankheit, Tod, gesund. Die Versuchsanordnung war die der aus den früheren Arbeiten der Züricher psychiatrischen Klinik bekannte. Die Reaktionszeit wurde mit einer Fünftelsekundenuhr gemessen und ein Reproduktionsversuch direkt nach beendigter Assoziationsreihe angeschlossen. Für die Einteilung der Assoziationen hielt ich mich an die ursprünglich Kraepelin-Aschaffenburgschen Arbeiten und an die weiteren Arbeiten von Jung.

### Einzelne Krankengeschichten zum Fall IV.

1. Marie W., verheiratet, geb. 1887.

Ihr Vater ist Kutscher und soll nie besonders getrunken haben. Ihre Mutter und fünf Geschwister leben und sind gesund. Ein Bruder mütterlicherseits habe nach Scharlach eine linksseitige Lähmung bekommen, sei etwas schwach im Kopf gewesen und schließlich in einer Irrenanstalt gestorben.

Frau W. ist seit 5 Jahren in der Fabrik angestellt. 1908 verheiratete sie sich mit einem Gärtner, von dem sie ein gesundes Kind hat. Ihr Mann sei solid, dagegen habe sie viel Verdruß mit ihrer jüngeren Schwester T., die ein leichtlebiges Ding sei und zu nichts tauge im Haushalt. Mit ihrem Manne komme sie immer gut aus und habe selten Zank. Die Schwangerschaft habe sie gut überstanden; doch wolle sie kein weiteres Kind, was durch Coitus interruptus verhütet wird; die Frau kommt dabei nicht zur völli-

gen Befriedigung, doch beklagt sie sich nicht stark darüber. Sie sei früher stets lustig und fröhlich gewesen, eher zu ausgelassen, so daß Frau L. sie öfters beschwichtigen mußte. Über ihre Nerven habe sie nie geklagt, dagegen war sie von jeher launisch und empfindlich. Mit ihrer Schwägerin sei sie so schlecht ausgekommen, daß diese aus dem Hause mußte. Um ihr Kind soll sie sich nicht allzusehr kümmern, was natürlich mit ihrer Anstellung in der Fabrik zusammenhängt. Dasselbe wird von einer Frau H. gehütet, die sich schon oft gewundert habe, wie gleichgültig und lieblos die Mutter zu ihrem Kinde sei. Durch ihren Ehrgeiz und ihre Empfindlichkeit glaube sie oft zu Klagen Berechtigung zu haben, wo andere gar nichts suchen würden. Ihre Stellung als Oberbüglerin, die ihr die ganze Verantwortung aufladet, bedrücke sie auch etwas. Aber wenn sie dann heimkomme, habe ihr Mann nur taube Ohren für ihre Beschwerden und lache sie aus. Sonntags, wenn sie es gerne etwas lustig hätte, sei ihr Mann abwesend in den Treibhäusern und niemand wolle sie aufheitern. Sie habe oft die Einbildung, daß andere Leute ihr nicht gut gesinnt seien. Auch beklage sie sich über die ganze Gegend hier und habe Heimweh nach Wien und ihren Eltern; dort habe es ihr immer am besten gefallen. Sie habe von jeher die Anlage gehabt, alles gleich schwer zu nehmen und starkes Bedürfnis ihr Herz auszuschütten. Wenn dann jemand mit ihr gesprochen habe, sei alles wieder gut. Zornig oder bösartig sei sie nie gewesen; aber rasch beleidigt und übelnehmerisch. Anfangs September war ihr Namenstag. Da bekam sie von einzelnen ihrer Büglerinnen Blumen und Schinken zum Geschenk. Sie weigerte sich zuerst, sie anzunehmen, weil es verboten war. Nachher haben denn auch richtig zwei Arbeiterinnen, die nichts zum Geschenk beigesteuert hatten, die Sache dem Prinzipal hinterbracht. Sie bekam einen Rüffel. Das hat sie so geärgert, daß sie nichts essen konnte und anderen Tages, es war am 16. September, hinging und kündigte. Sie wurde aber nur ausgelacht und nach Hause geschickt, um ihren Ärger auszuschlafen. Am anderen Morgen sagte ihr der Färbermeister W., das hätte sie sich nicht sollen gefallen lassen, sondern darauf bestehen, daß die beiden entlassen würden. So wurde sie von neuem aufgeregt, daß ihr übel wurde und sie einen Ohnmachtsanfall bekam, worauf sie nach Hause ins Bett ging. Am Donnerstag boten ihr die wiederholten Anfälle der T. und am Freitag auch der Sophie A. neue Gelegenheit zur Aufregung. Manchmal war sie so erschrocken, daß sie sich kaum mehr rühren konnte und nie wußte, wann sie nicht auch hinfalle. Neben dem Schrecken übte auch die unschöne Entblößung einen starken Einfluß auf sie aus; so wurde sie, als sie der T. bis unter die Röcke sah und nachher der A. auf dem Klosett behilflich sein mußte, jeweilen zum Brechen gereizt. Nur vermittels Hoffmannstropfen konnte sie sich aufrechterhalten. Freitag abend litt sie an starkem Kopfweh, das ins linke Auge ausstrahlte. Nachts im Bett bekam sie einen Zitteranfall mit Herzklopfen und Atemnot, den wir oben beschrieben haben.

Am 19. September ging sie trotz Abraten ihres Mannes in die Fabrik, weil es Samstag war. Gegen Mittag hin bekam sie wiederum ein geschwollenes Auge, Schmerzen in der linken Schläfengegend und allgemeine Übelkeit. Der Prinzipal, dem sie das klagte, meinte, sie sei wohl in anderen Umständen. Das hat sie sehr empört, denn in diesem Falle wäre sie ja die gesundeste Frau gewesen. Sie ging nach Hause zu Bett, wo sie auch den Sonntag zubrachte. Als es auch am Montag nicht besser war, suchte sie Dr. Sch. auf; derselbe riet ihr, die Sache möglichst gleichgültig zu nehmen und verordnete „Chinin mit Malaga" (!). Das stieg ihr so in den Kopf, daß sie ein Fußbad nehmen und ihre Schwester sie kalt abwaschen mußte. Nachher hat sie die Medizin mit Wasser genommen. Sie wurde schließlich jeden zweiten Tag von Dr. Sch. gegen ihre Zuckungen elektrisiert und bekam noch Pinkpillen. Am 13. Oktober ging sie wieder ins Geschäft, unglücklicherweise am 13! Sie hätte denken können, daß die Sache nicht lange dauere. In der Zwischenzeit war sie stark abgemagert, litt jetzt noch etwas an Kopfweh, was sie allmählich zu verlieren hofft.

Mitte Oktober, an einem Samstag, kam die Josephine T. zu ihr zum Mittagessen. Dieser war vom Prinzipal gekündigt worden, und sie kam, um von ihr Abschied zu nehmen. Kurz nach dem Essen sagte sie plötzlich, sie wisse nicht, was mit ihr sei und wolle lieber Adieu sagen. Mit Mühe konnte sie die Kaffeetasse hinsetzen, derart fing

ihr rechter Arm schon an zu zittern. Frau W. ließ sie hinausgehen, da sie nicht wollte, daß ihr kleines Kind den Anfall sehe. Kaum vor der Haustüre fiel die T. denn auch in Zuckungen zu Boden. Frau W. war furchtbar erschrocken. Ihre Schwester Terzi versuchte umsonst. die Besessene zu beschwichtigen. Sie mußte wiederum mit dem Geschäftsauto nach Hause transportiert werden. Nachmittags im Plättesaal erzählte man ihr, daß die Sophie A. im Irrenhause sei. Das machte einen „ungeheuren schmerzlichen Eindruck": Sie hatte großes Mitleid mit dem Mädchen und zugleich große Angst, daß es mit ihr auch so kommen werde. Von der Stunde an wurde ihr wieder schlecht, es raste in ihrem Kopfe und ihr Herz schlug zum Zerspringen. Sie bat inständig die Arbeiterinnen, sie mit diesem Zeug verschonen zu wollen. Am Sonntag war ihr so übel, daß sie am Montag wiederum zum Arzte mußte. Sie litt an Kopfweh, Appetit- und Schlaflosigkeit, Herzangst und hochgradiger Nervosität. Sie wagte sich nicht mehr allein auf die Straße und konnte keine grellen Farben sehen. Dr. B. in Zr. verordnete ihr Baldrian mit Äther (3 mal täglich 10 Tropfen) und Diät. Sie konnte aber trotzdem nicht schlafen. 8 Tage darauf bekam sie Pulver, auch 3 mal täglich zu nehmen. Als sie am Abend das erste genommen hatte, konnte sie am anderen Morgen weder sprechen, noch sich bewegen. Die Augen lagen ihr wie Blei im Kopfe; hören tat sie alles. Ihr Mann und ihre Schwester waren fort an der Arbeit. Erst gegen 9 Uhr vormittags konnte sie sich bewegen. Aber die Glieder waren noch wie zerschlagen, und im Kopfe fühlte sie sich müder als je. Sie hat dann keine weiteren Pulver genommen.

Am ersten November suchte sie die psychiatrische Poliklinik auf. Dreimal in der Woche wurde sie leicht hypnotisiert und sonst psychopädagogisch beeinflußt. Sie mußte sich viel im Freien aufhalten, Spaziergänge machen und baden. Allmählich wurde es besser. Am 26. November ging sie den halben Tag, am 1. Dezember wieder den ganzen ins Geschäft. Zur Zeit meiner Untersuchung, ca. Mitte Dezember, sah sie noch etwas blaß und mitgenommen aus, fühlte sich aber ganz arbeitsfähig und klagte nur noch über leichte Schlaflosigkeit und Ohrensausen.

Übersicht des Reaktionstypus im Assoziationsexperiment:

| | 5. XI. 13 | 13. XII. 13 | | 5. XI. 13 | 13. XII. 13 |
|---|---|---|---|---|---|
| Koordination | 13 (2) | 21 | Perseveration | — | — |
| Prädikat | 36 (10) | 39 (2) | Wiederholungen | 30 | 9 |
| Kausalabhängigkeit | 1 | — | Gleiche gram. Form | 34 | 34 |
| Koexistenz | 1 | — | Gleiche Silbenzahl | 37 | 63 |
| Identität | 1 | 2 (2) | Alliteration | 3 | 4 |
| Sprachl. motor. Formen | 50 (2) | 42 (1) | Konsonanz | 6 | 13 |
| Wortergänzung | 1 | 2 | Gleiche Endung | 1 | 6 |
| Klang | (1) | 1 | Richtig reproduziert | 88 | 96 |
| Reim | — | 1 | Nicht reproduziert | 5 | 2 |
| Mittelbare | 1 (3) | 4 | Falsch reproduziert | 18 | 9 |
| Sinnlose | 1 | 1 | Innere Assoziation | 50 (12) | 60 (2) |
| Fehler | 1 | 1 | Äußere Assoziation | 51 (2) | 44 (3) |
| Wiederholung des Reizwortes | 3 | — | Klangreaktionen | 1 (2) | 6 |
| Egozentrische Reaktion | — | 2 | Anzahl der Assoziationen | 105 | 107 |

Assoziationen mit verlängerter Reaktionszeit:

Angst — bekommen
Tadel — können (wenn man es muß und es ist einem zuwider)
Witwe — sterben
Steckbrief — verfolgen
Fessel — können (etwas was einen fesselt)
Amme — Kind
Zittern — Körper.

Wenn wir die beiden Assoziationsversuche näher betrachten, so sehen wir, daß am 5. November, als die Versuchsperson noch stärker unter dem Eindruck der Krankheit stand, die Zahl der äußeren Assoziationen und besonders die falschen Reproduktionen und Wiederholungen viel häufiger waren als im Versuch, der kurz vor Weihnachten gemacht wurde.

Mitte Juli 1915 sah ich Frau W. nochmals. Sie sah ganz anders aus, war viel frischer und hatte rote Backen. Auch der Prinzipal bemerkte, daß sie sich wieder erholt habe, viel fröhlicher und weniger empfindlich sei. Sie leide noch etwas an Sausen in der linken Kopfhälfte; aber es gehe ihr jetzt ganz gut und sie spüre nichts mehr in den Nerven. Sonntags ruhe sie jeweilen aus. Auch ihre Stellung als Oberbüglerin strenge sie viel weniger an als früher.

Frau W. hatte einesteils durch ihre Ohnmacht die ganze Epidemie provoziert, andernteils wurde sie selber nachträglich durch die Anfälle der Josephine T. und Sophie A. infiziert, so daß sie deren Bild von Zitteranfällen übernahm. Von jeher leicht aufgeregt und in jener Zeit durch verschiedene Umstände besonders nervös disponiert, wurde sie durch jene Vorfälle vollständig aus dem Gleichgewicht geworfen, derart, daß sie erst nach einer Reihe von Monaten ihre frühere Ruhe und Sicherheit wiederfand. Jener Druck, der auf ihr als Oberbüglerin lastete, mag sie auch zu solcher Nervosität disponiert haben. Doch kann man nicht von einer absoluten Disposition, wie das z. B. bei der T. der Fall ist, sprechen. Das Krankheitsbild hat auch bald selbständige Formen angenommen. Der Fall ähnelt den Beschreibungen der folie communiquée.

2. Josephine T., ledig, geb. 1889.

Ihr Vater war Hafner, soll viel getrunken haben und starb mit 32 Jahren an Lungentuberkulose. Eine Schwester von ihm litt an epileptischen Anfällen. Ihre Mutter lebt und ist gesund. Zwei Geschwister sind geistig gesund; eine jüngere leidet an Lungentuberkulose. Keine hat Anfälle. Eine vierte Schwester ist mit 2 Jahren gestorben.

Patientin lernte mit 3 Jahren gehen. Mit vier Jahren sei sie kopfüber in einen Bach gefallen und habe sich dabei den Schädel verletzt. In der Schule hatte sie die ersten drei Klassen je zweimal durchgemacht. Vom 8. bis 13. Jahre wurde sie im Waisenhaus erzogen. Dort litt sie sehr unter Bettnässen und Schwindelanfällen. Mit 13 Jahren kam sie in die Fabrik, doch mußte sie der Augen wegen bald wieder austreten. Von klein auf habe sie schwache Nerven gehabt. Die Jahre 1902—1910 brachte sie teils in Versorgungsanstalten und bei Verwandten in R. zu. Man konnte sie nirgends recht brauchen wegen ihrer geistigen Beschränktheit und ihrer hochgradigen Kurzsichtigkeit. Zuletzt hat sie in Zr. bügeln gelernt. Daselbst war eine Arbeiterin, die monatlich einen epileptischen Anfall bekam. „Sie fiel plötzlich um, schäumte und verdrehte die Augen." Da hat die Josephine T. öfters zugesehen und es mit der Zeit genau kopiert, indem sie mit der rechten Hand zu zittern anfing und schließlich am ganzen Körper schlotterte.

Sie hat von jeher dem Alkohol gehuldigt, getreu dem Vorbild des Vaters. Namentlich Bier trank sie gern und schüttete es wie Wasser herunter.

Am 1. März 1913 kam sie in den Bügelsaal bei T. in Arbeit. Abends fuhr sie jeweilen nach Hause, da sie bei ihrer Mutter wohnte. Auch an dieser Stelle trank sie zu Mittag und um 4 Uhr jeweilen ihre Flasche Bier.

Im Plättesaal waren die Berta B., welche monatlich und die Anna D., die alle zwei Monate epileptische Anfälle bekam. Erstere hatte ihren Platz gleich hinter der T., so daß ihre Anfälle sie jeweilen sehr erschreckten. Sie war auch sehr wehleidig. Einmal fuhr ihr, als sie im Begriff war, den Schirm zu schließen, ein Häkchen unter die Haut des Fingers. Da bekam sie sofort einen Zitteranfall und wurde ganz blau im Gesicht (Aussagen von Sophie A. und Anna D.).

Im Laufe des Sommers 1913 kam sie einmal zu Dr. Sch. und jammerte, sie müsse ersticken, es sei ihr etwas im Halse stecken geblieben. Der Befund war absolut negativ. Dagegen konnte man aus ihrer hochgradigen Erregung und ihrem Zittern sofort die Hysterie erkennen. Sie war damals blaß und etwas unterernährt.

An jenem Mittwoch, dem 17. September 1913, da Frau W. ohnmächtig wurde, und die Berta B. mit einem lauten Schrei ihren Anfall bekam, wurde die Josephine T. auch angesteckt. Sie wurde ohnmächtig, fiel zu Boden, konnte aber nach einer Stunde

ihre Arbeit wiederaufnehmen. Die Sophie A. hatte sie bewacht. Tags darauf arbeitete sie in der oberen Etage, damit sie aus der Nähe der Epileptischen sei. Um dieselbe Zeit wie tags zuvor und wiederum in der Garderobe, wurde ihr übel; sie rief nach Hoffmannstropfen. Den Zucker im Munde, fiel sie vom Stuhle, lag erst mit den Armen zitternd da und warf sich nachher in heftigen Zuckungen und Krämpfen umher. Nachmittags war sie wieder arbeitsfähig. Am Freitag hatte sie gemeinsam mit der Sophie A. und bestärkt durch sie, den ganzen Tag über Anfälle und mußte abends im Auto nach Hause transportiert werden. Samstag blieb sie erst im Bett. Da aber Zahltag war, wurde das Zittern Nebensache, und so fuhr sie nach der Fabrik, um ihr Geld zu holen. Nachher bekam sie vor dem Hause der Frau W. nochmals einen Anfall. Im Geschäft wurde ihr gekündigt.

Sie trat nun für 3 Wochen in eine Nerven-Poliklinik in Behandlung. Zuerst ging sie alle Tage hin. Im übrigen blieb sie zu Hause bei der Mutter und hatte die ganze Zeit über nie einen Anfall. In der Poliklinik gab sie an, sie erschrecke immer stark, wenn es klopfe, sie sei schon lange nervös, besonders aber in letzter Zeit durch jene gehäuften Anfälle in der Plätterei. Sie zeigte damals Tremor der Hände, rechts ziemlich stark, auch in der Ruhe Schütteltremor in Sakkaden. Das Bein zitterte auch in aufgestützter Stellung nicht. Der Patellarreflex war leicht gesteigert. Während der Bewegung sistierte der Tremor. Auch links leichter Tremor. Beiderseits leichter Nystagmus. Pupillenreaktion gut. Puls nicht beschleunigt. Zunge zittert auch ganz leicht, was bei Ablenkung sistiert. Sie wurde mit Radix Valerianae behandelt.

Ende Oktober 1913 kam sie zu Frau St., Büglerin, in Arbeit. Als sie 4 Wochen in Stellung war, wurde ihr eines Abends im Keller unten plötzlich schwindlig. Sie verdrehte die Augen und zitterte mit den Händen. Nach 20 Minuten hörte es auf. Man brachte sie hinauf und zu Bett. Dort bekam sie den Anfall wieder, so daß Frau St. den Arzt holte. Drei Tage blieb sie zu Hause bei ihrer Mutter und hatte dort am zweiten wieder einen Anfall. Nachher arbeitete sie von neuem. Frau St. sagt, sie sei sonst gutartig, nur etwas rasch aufgeregt; wenn man sie tadle, fange sie gleich an zu zittern. Einmal habe sie einem Mädchen im Zorn wegen ganz geringfügiger Ursache ein Bügeleisen an die Brust geworfen. Sie trinke wohl ein wenig und habe schon in einem Zug 2 Flaschen Bier geleert.

Am 6. Dezember, vormittags 9 Uhr, nachdem sie den Kakao getrunken, ging sie ins Plättezimmer. Dort sagte ihr das Mädchen, sie solle etwas anderes arbeiten. Da fiel sie sofort um. Man brachte sie in die Stube hinauf, um sie in einen Fauteuil zu setzen. Dort streckte sie sich und fiel zitternd zu Boden. Ich wurde von der psychiatrischen Poliklinik aus telephonisch herbeigerufen und fand sie schon gebessert in einem Stuhle sitzend. Kaum hatte ich einige Worte an sie gerichtet, fing das Zittern wieder an. Die Augen waren starr, das Kinn wackelte und beide Arme zitterten heftig. Nur durch energisches Zureden konnte ich verhüten, daß sie zu Boden fiel; ich ließ sie dann zu Bett bringen. Sie ist eine mittelgroße, magere Person mit schwächlich zartem Körperbau. Ihr Schädelumfang beträgt 51 cm. Sie macht einen verschüchterten Eindruck. Sofort fällt ihre hochgradige Kurzsichtigkeit auf. Gang und Gesten sind unbehilflich. Ihre Stimme schwach, die Sprache singend undeutlich. Sie ist immer etwas zerstreut und kann sich nur schwer konzentrieren. Dazwischen ist sie wieder ängstlich.

Übersicht des Reaktionstypus im Assoziationsexperiment.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Koordination | 34 (7) | Mittelbare | 5 (4) |
| Prädikat | 24 (13) | Sinnlose | 2 (1) |
| Kausalabhängigkeit | 3 (1) | Fehler | 1 |
| Koexistenz | 8 (1) | Wiederholung des Reizwortes | — |
| Identität | 6 (3) | Egozentrische Reaktion | 1 |
| Sprachl. motorische Formen | 23 (3) | Perseveration | — |
| Wortergänzung | — | Wiederholungen | 11 |
| Klang | — | Gleiche gram. Form | 82 |
| Reim | — | Gleiche Silbenzahl | 42 |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Alliteration | 10 | Falsch | 32 |
| Konsonanz | 16 | Innere Assoziationen | 61 (21) |
| Gleiche Endung | 1 | Äußere Assoziationen | 36 (7) |
| Richtig | 72 | Klangreaktionen | — |
| Nicht reproduziert | 1 | Anzahl der Assoziationen | 105 |

Assoziationen mit verlängerter Reaktionszeit:

Gefäß — Bier, trinken; Klapper — Lärm, laut; Angst — Schrecken; Zittern — Angst; Zweifel — Menschen, Schaden; Tadel — Schrecken, Schimpf; W. (Fabriksort) — Fabrik (genug davon), Geschäft; Muskel — Haut (bekommt ihren gewöhnlichen hysterischen Anfall, vgl. Krankengeschichte) Kopf; Stachel — spitzig, Augen; Unsinn — lachen; Igel — Augen (weil er vorn zwei Augen hat) Rummel — surren, Lärm; Schönheit — gefallen. Aufnahme 6. Januar 1914.

Während der Aufnahme der Assoziationen saß sie da, als ob sie auf der Folterbank wäre. Ihr Blick war starr, ihr Rücken steif. Das 45. Reizwort war „Muskel", worauf nach 10,4 Sek. das Reaktionswort „Haut" vernehmbar wurde. Darauf folgte das Reizwort „Karte", auf welche sie die Zusammensetzung „Ansicht" vorbrachte. Gleich darauf wurde sie rot im Gesicht, klapperte mit den Zähnen, zitterte zuerst mit dem rechten Arm, dann mit beiden, streckte die Beine steif aus, so daß sie vom Stuhl rutschte und hart zu Boden fiel. Dort fing sie an, mit beiden Beinen zu strampeln oder abwechselnd den ganzen Körper zusammen zu biegen und zu strecken. Nachher machte sie den Rücken wieder steif, zitterte nur mit dem Kopf, der an die Wand trommelte. Die Pupillen reagierten auf Lichteinfall prompt. Während der Prüfung hielt sie den Kopf und die Beine ganz still. Auch auf Nadelstiche reagierte sie mit Ausweichen. Sowie jemand zur Türe herein kam, wurde das Zucken stärker. Als man ihr etwas kaltes Wasser über das Gesicht goß und sie etwas barsch aufstehen hieß, gehorchte sie ohne weiteres. Der Assoziationsversuch wurde fortgesetzt.

Unser Assoziationsbogen enthält keine Worte, die für eine Durchschnittsintelligenz unverständlich wären. Von den von Wehrlin (87) genannten Befunden bei Imbezillen haben wir in unserem Fall folgende angetroffen:

1. Sehr lange Reaktionszeit während des ganzen Versuchs. Sie betrug im Durchschnitt 5—6 Sekunden. Öfters dauerte sie 20 Sek. bisüber eine Minute, was teilweise von Unverständnis bei weniger häufigen Worten, meistens aber von Komplexen herrührte.
2. Reaktion im Dialekt bei 4 Worten.
3. Das Reizwort wurde 3 mal falsch verstanden.
4. Der weitaus größte Teil waren innere Assoziationen, was nach Jung (40) für ungebildete Leute typisch ist.
5. Wenn auch eine eigentliche Satzform der Reaktion nicht vorkam, so war doch der Definitionstypus deutlich ausgesprochen. Die meisten Reaktionsworte ließen sich mit dem Reizwort durch ein „für, an, mit, durch, hat, macht usw." zu einem Satze ergänzen. In die Augen fallende Attribute, Wortergänzungen, auch retrograde Zusammensetzungen, wie „Karte — Ansicht" oder „Teppich — Boden" sind sehr häufig. Ihr ganzer Denkinhalt war konkrete Äußerlichkeit.
6. Emotionelle Stupidität war in dem Anfall und bei verschiedenen affektbetonten Assoziationen zu beobachten.
7. An sonderbaren, ja sinnlosen Reaktionen kamen folgende vor: Linde — Boden, Erde; Kiebitz — Meter; Bedarf — Mensch; Geier — Lärm, Vogel; Hunger — kalt, frieren; Amme — Nichte, Herrin.

$^4/_5$ der Assoziationen haben die gleiche grammatikale Form, wodurch wiederum die geringe geistige Beweglichkeit veranschaulicht wird.

$^1/_3$ der Assoziationen wurden falsch reproduziert. Dies könnte wenigstens für die erste Hälfte auf den dazwischenliegenden hysterischen Anfall zurückzuführen sein, wenn es nicht in der zweiten Hälfte ebenso häufig wäre. Obwohl sich Wehrlin nicht

darüber äußert, sind wir doch der Ansicht, daß auch für diese Häufigkeit der falschen Reproduktion die Imbezillität der Versuchsperson nicht ohne Einfluß ist.

Aus den affektbetonten Assoziationen mit verlängerter Reaktionszeit können wir folgende Komplexe herauslesen:

1. Ihre Kurzsichtigkeit, die sie durch ihr ganzes Leben schon gehemmt hat.
2. Angst vor Tieren.
3. Ihre Freude am Alkoholgenuß.
4. Die Nachwirkung der Vorfälle bei T. und den damit zusammenhängenden
5. Krankheitskomplex.
6. Abneigung gegen alles Spitze, was wohl eher mit ihrer Kurzsichtigkeit als mit sexueller Symbolik zusammenhängt.
7. Sehnsucht nach Lebensgenuß.

Der Assoziationsversuch ist immerhin gelungen und wurde weder durch geistige Unfähigkeit, noch durch große Verblüffbarkeit gestört, weder Flucht in die Gegenwart oder nächste Umgebung (nach Wehrlin), noch Perseverationen kamen vor, beide sonst bei Demenzformen nicht seltene Erscheinungen.

Am 25. Februar 1914 wurde es notwendig, Josephine T. ganz aus ihrem Milieu zu nehmen, da sie zu Hause arbeitslos herumsaß und ihre Krankheit pflegte. Aus diesem Grunde war auch die poliklinische Behandlung erfolglos. Auf Ersuchen ihres Hausarztes, der als Grund der Anfälle eine „etwas sonderbare Liebesgeschichte" herausgefunden, wurde sie in die Züricher psychiatrische Klinik aufgenommen. Sie kam in Begleitung ihrer Mutter, hatte während der Aufnahme einen Anfall, so daß sie zu Boden fallen wollte. Es gelang Prof. Maier sie zu halten und sie zu einem Stuhl zu führen, wo sie sich beruhigte. Das Zittern dauerte etwa 2 Minuten. Zeitlich und örtlich war Patientin orientiert; ihre Mimik etwas deprimiert, der Gesichtsausdruck stupid. In der Anstalt wurde die Diagnose auf Imbezillität mit psychogenen Anfällen durch Imitation gestellt. Die Patientin hielt sich eine Zeitlang gut, dann wurde sie wieder unruhig, reizbar und unverträglich.

Im Namen der Armenpflege wurde sie am 14. Mai 1914 von Pfarrer F. abgeholt und gegen Revers entlassen.

In der Anstalt hatte sie folgende Lebensbeschreibung abgefaßt:

„Lebensbeschreibung von Josephine T., geboren am 19. März 1889.
in die Schule ging zuerst ein Jahr in B. vom 7—8 bis zum achten Jahr. Vom 8 Jahr an bis ich 13 Jahr alt war in F. Dann kam ich nach Z. von Z. nach R. zu der Tante. 4 Wochen in die Ferien von dort nach R. von dort 4 Wochen nach Z. in die Augenklinik von dort wieder nach R. für 8 Tage von dort wieder nach Z. in die Augenklinik für vierzehn Tage nachher kam zu der Mutter. Mit 16 Jahren kam nach A. zwei Jahre in eine Anstalt, als ich hinaus kam war ich 18 Jahre alt. Dann kam ich zu der Mutter bis jetzt. Der Vater starb als ich 6 Jahre alt war, er war 31 Jahre alt, die Mutter lebt noch und zwei Geschwister eine Schwester starb im Alter von nünzehn Jahren 2 Monate 15 Tage, im Dezember 24. an der Lungenschwindsucht in W. im Spital. Gebürtig von V."

Auch aus diesem Briefe tritt der imbezille Charakter der Patientin deutlich hervor. Orthographie und das Fehlen der Satzzeichen zeigen, wie wenig sie der Konstruktion der Sprache bewußt ist. Inhaltlich fällt das Kleben an rein äußerlichen Daten und Ortschaftsnamen auf: Die letzten Ereignisse hatte sie noch nicht eingeordnet oder sie waren durch unangenehme Gefühlsbetonung verdrängt.

Nach ihrer Entlassung aus der Anstalt am 14. Mai 1914 blieb sie 4 Wochen anfallsfrei. Erst am 21. und 22. Juli traten anläßlich ihrer Periode neue Anfälle auf. Dadurch wurde sie wieder arbeitslos. Eine Sedativum, von der psychiatrischen Poliklinik verschrieben, gab Besserung bis Ende November des Jahres. Nachdem sie 3 Tage als Dienstmädchen an einer Stelle gearbeitet, kamen die Anfälle wieder. Sie mußte von neuem zu Hause bleiben.

Wenn wir uns fragen, was für eine Rolle jene Infektion im Plättesaal der Fabrik T. für die Erkrankung der Josephine T. gespielt hat, so ist es schwer zu ent-

scheiden, ob Imbezillität und Alkoholismus Disposition genug waren, daß sie auch ohne jene Ereignisse derart arbeitsunfähig geworden wäre. Jedenfalls sind viele ihrer Krankheitssymptome auf Veranlagung zurückzuführen, und es hätte irgendeine andere Gelegenheitsursache ein ebenso schweres Krankheitsbild hervorrufen können. Die Ohnmacht der Oberplätterin und die Anfälle der kleinen Berta B. waren zudem nicht das erste Trauma, welches Josephine in dieser Art erlitten. Aus ihrer Krankengeschichte ersehen wir, daß sie früher schon solche Anfälle nachgeahmt hat, und es ist nicht uninteressant, daß auf diese sekundäre Ursache hin, Josephine das Bild jener erstgesehenen Anfälle mit dem der jetzigen kombinierte. Demgemäß ist auch eine Korrektur trotz Veränderung des Milieus nicht eingetreten und ist bei der hochgradigen Disposition eine dauernde Heilung wohl überhaupt nicht zu erwarten. Es werden bei dem bestehenden Schwachsinn wohl immer von Zeit zu Zeit wieder psychogene Symptome auftreten. Immerhin stehen wir vor der Tatsache, daß Josephine T. durch den Anblick von zwei Ohnmachtsanfällen derart psychisch erschüttert wurde, daß sie längere Zeit jeden Halt verlor und bei der geringsten Veranlassung auch jetzt noch in jene Anfälle gerät.

Wir haben es demnach hier mit einem Fall von folie communiquée im Sinne Kraepelins zu tun, der an der Grenze zur folie transformée steht. Wir sehen deutlich, wie unmöglich es oft ist, die Bilder nach diesem Schema genau abzugrenzen.

3. Sophie A., 1891 geboren, ist ein kräftig gebautes, gesundes Mädchen mit intelligentem, gutmütigem Gesicht. Ihre Antworten sind klar und deutlich.

Ihr Vater litt lange an Magenkrebs und trank wenig. Ihre Mutter lebt, hat einen Herzfehler; wegen Eifersucht hatte sie seiner Zeit ihren Mann verlassen und lebte getrennt von ihm. — Es waren im ganzen 9 Kinder. Davon leidet eines an Lungentuberkulose, die anderen sind gesund. Sophie ist von den 9 Kindern das drittjüngste. Sie ging in Zr. in die Schule, hat die erste Klasse zweimal durchgemacht. Mit 6 Jahren soll sie wegen Bettnässen behandelt worden sein. Sie soll von klein auf daran gelitten haben und verlor es erst im 14. Lebensjahre ganz. Im übrigen hat sie die Schulen normal absolviert.

Sie machte verschiedene Lehren durch, zuerst bei einer Knabenschneiderin, dann in einer Druckerei. Mit 17 Jahren hat sie in B. plätten gelernt und ist dort auch in die Heilsarmee eingetreten. Mit 20 Jahren wurde sie bei T. als Plätterin angestellt und blieb dort bis Mitte 1912. Frau W. hatte es ihr angeblich verleidet, indem sie ihr „wüste Namen" anwarf. Erst im Juni 1913 trat sie wieder bei T. ein. Sie wohnte während der Zeit in der Stadt bei der Heilsarmee-Kapitänin St. mit anderen zusammen. Das Dampfschiff brachte sie jeweilen morgens und abends von der Stadt in die Fabrik und umgekehrt. Bei einer Frau H. war sie zu Mittag in Kost. Dort war eine Anna B., eine Schwester der Berta B., für die Hausgeschäfte angestellt. Dieselbe hatte oft mehrmals täglich epileptische Anfälle. So fiel sie auch einmal eines Mittags plötzlich vom Stuhl zu Boden, schlug aus und raufte sich die Haare. Das hat der Sophie A. dermaßen Angst eingejagt, daß sie das Zimmer verlassen mußte. Sie hatte großes Mitleid mit ihr und dachte, wenn diese nur sterben könnte. Schon von klein auf war ihr der Anblick von Kranken zuwider: Mit 15 Jahren besuchte sie einmal ein verkrüppeltes Kind im Kinderspital, das auch an Anfällen litt; damals wurde ihr auch dermaßen schlecht, daß man sie hinaustragen mußte. Vielleicht sei es auch der Geruch gewesen. Als man einer Schwester die Drüsen am Hals geschnitten, sei ihr und ihrem jüngeren Bruder auch schlecht geworden. Nur bei ihrem kranken Vater habe es ihr nicht geekelt, ihn zu pflegen und sterben zu sehen. Im Sommer 1913 bekam die Berta B. im Moment, da sie ihr die Kleider reichen wollte, einen Anfall und fiel mit einem lauten Schrei zu Boden; das hat ihr weiter keinen nachhaltigen Eindruck gemacht. Auch die Kapitänin St., welche die Sophie A. seit 1912 kennt, hat nie Nervosität bei ihr bemerkt. Sie sei äußerst ruhig, aber mitleidig und mitfühlend, leicht beeinflußbar und eifersüchtig.

Eine Schwester der Frau W., die T. G., arbeitete just hinter ihr. Am Mittwoch, dem 17. September 1913, kam Frau W. auf diese zu und sagte, es werde ihr schlecht und fiel ihr bewußtlos in die Arme. Das geschah gerade vor ihren Augen, ohne einen weiteren Eindruck auf sie auszuüben. Am nächsten Tag, als die T. den Anfall bekam, mußte sie sie im Garten draußen hüten. Dabei drückte sie deren Kopf an ihre Brust, in der Absicht sie zu beruhigen und fühlte so die Zuckungen der T. alle mit. Am Abend beim Zubettegehen bekam sie dann dieselben Anfälle wie die T. Dabei mußte man ihr die Hände halten, daß sie sich nicht in die Haare fuhr. Nachdem man ihr ins Bett geholfen, verdrehte sie dort auch die Augen und zuckte mit allen Gliedern. Ihre Hausleute riefen sie laut an, aber sie hörte nichts davon, denn sie war bewußtlos. Um 1 Uhr wurde sie ruhig.

Am Freitag bekam sie draußen in der Garderobe denselben Anfall, sobald sie hörte, daß die T. zu Boden gefallen sei. Den Tag durch lösten die beiden einander in ihren Anfällen ab. Sie schienen jeweilen bewußtlos und konnten weder hören noch sehen. Erst als man sie voneinander trennte, hörten die Anfälle auf (vide oben). Abends wurde sie mit dem Auto in die Heilsarmeekrippe gebracht, da noch niemand bei ihr zu Hause war. Dort hat sie abends noch weitere Anfälle gehabt. Frieda T., eine Krankenschwester von der Krippe hat sie beobachtet. Sie fing jeweilen an mit dem Mund zu zappeln und die Augen zu verdrehen. Dann begann die rechte Hand zu zittern, es ging den Arm hinauf an den Kopf. Darauf kam der andere Arm. Auch der Rumpf zitterte und daraufhin die Beine. Die Arme waren oft ganz verdreht, andere Male wäre sie sich am liebsten in die Haare gefahren, wenn man sie nicht gehalten hätte. Dazwischen lag sie wieder eine Stunde ruhig steif da, aber kaum war irgendein Lärm vernehmbar, begann es von neuem. Die Anfälle waren sehr verschieden in ihrer Stärke, aber sie sei die ganze Zeit über bewußtlos gewesen. Oft habe sie auch ein bißchen verwirrt gesprochen, religiöse Ideen und Selbstanklagen laut werden lassen.

Am Samstag morgen wurde Dr. B. in die Krippe gerufen. Derselbe hat ihr ein Pulver gegeben, da sie über Schmerzen im Leib und Kopfweh klagte. Wegen der Anfälle hat er sie etwas derb angefahren. Erst mittags um 3 Uhr stand Sophie A. auf und ging allein nach Hause. Dort saß sie den Nachmittag über im Lehnstuhl und begab sich um halb 6 Uhr wieder zu Bett. Sie konnte bald einschlafen, erwachte aber plötzlich am Boden unten: Sie hatte wiederum Anfälle bekommen, wobei es sie so umherwarf, daß sie aus dem Bett gefallen war. Sonntag morgens hatte sie den letzten Anfall, der auch schon viel schwächer ausfiel, als die vorigen. Dr. B. riet ihr 4 Wochen auszusetzen. So hat sie sich geschont und hat auch nie mehr einen Anfall bekommen. Sie war nur die Zeit über sehr schlaff und müde. Seit Mitte Dezember arbeitet sie in einer Buchbinderei ohne weitere Beschwerden. Jetzt, Ende Dezember bekommt sie nur zuweilen noch leichte Schüttelfröste und fährt bei Geräusch zusammen. Ihre Periode, die seit Anfang 1913 unregelmäßig und mit Beschwerden verbunden gewesen, sei seit der Zeit durch die Vorfälle bei T. wieder regelmäßig und stärker geworden.

Übersicht des Reaktionstypus im Assoziationsexperiment:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Koordination | 34 (4) | Perseveration | 1 |
| Prädikat | 30 (6) | Wiederholungen | 11 |
| Kausalabhängigkeit | 5 | Gleiche gram. Form | 84 |
| Koexistenz | 6 | Gleiche Silbenzahl | 55 |
| Identität | 2 | Alliteration | 4 |
| Sprachl. motor Formen | 20 (1) | Konsonanz | 10 |
| Wortergänzung | 1 | Gleiche Endung | 6 |
| Klang | — | Richtig | 91 |
| Reim | — | Nicht reproduziert | 3 |
| Mittelbare | 4 | Falsch | 14 |
| Sinnlose | 1 (1) | Innere Assoziationen | 69(10) |
| Fehler | — | Äußere Assoziationen | 28 (1) |
| Wiederholung des Reizwortes | 3 | Klangreaktionen | 1 |
| Egozentrische Reaktion | 6 (1) | Anzahl der Assoziationen | 108 |

Assoziationen mit verlängerter Reaktionszeit:

Angst — Polizei, Menschen
Gericht — Kanzlei, Selnau
Tadel — Lehrer
Ohnmacht — Wasser
Ekel — Tier
Gesund — Arzt
Igel — g'fürchig (ich habe überhaupt vor Tieren Angst)
Amme — Dienstmädchen
Krankheit — Spital
Eifersucht — unschön (ich sollte am besten wissen, was das ist)

Bei den Assoziationen der Sophie A. fällt die große Zahl der inneren Assoziationen auf. Die Reaktionszeit ist etwas lang, aber der Versuchsablauf zeigt keine Besonderheiten. Der Reproduktionsversuch ist gut gelungen.

Was ihren Charakter anbetrifft, so kann man vielleicht eine gewisse Ängstlichkeit und Menschenscheu herauslesen; auch vor Tieren will sie Angst haben. Ihre Krankheit ist sehr lästig und die Vorfälle in der Fabrik sind noch in starker Erinnerung. Auch die Angabe, daß sie gerne eifersüchtig werde, ist durch den Assoziationsversuch bestätigt.

Wir haben es hier mit einem deutlichen Fall von induziertem Irresein zu tun. Von irgendwelcher Disposition, speziell zu solchen Anfällen, kann man bei ihr nicht sprechen. Hereditär ist nichts nachzuweisen. Es spricht wohl in unserem Falle für einen labilen nervösen Charakter, der vielleicht durch den Streit im Elternhaus und später durch die religiöse Tätigkeit in der Heilsarmee unterhalten wurde. Aus den Assoziationen ist auch eine gewisse Ängstlichkeit ersichtlich. So wurde sie auch durch epileptische Anfälle, die sie früher gesehen, heftig erschreckt. Aber keiner hat so nachhaltig gewirkt, wie jene im Plättesaal. Diese müssen als eigentliche Ursache der Psychose gelten. Die Weigandtsche Forderung (siehe oben) ist durchaus zu bejahen. Es handelt sich um einen Fall von folie imposée, denn die Kranke hatte sich durch Isolierung und Ruhe von einigen Wochen restlos erholt.

Krankengeschichte der Frau F.

4. Frau F., geb. 1891, ist eine mittelgroße, kräftig gebaute Frau mit intelligentem Gesichtsausdruck, körperlich ohne Besonderheiten.

Ihr Vater, Landwirt, starb mit 35 Jahren an Hüftgelenksentzündung. Ihre Mutter lebt und ist gesund. Deren erstes Kind wurde tot geboren. Zwei Geschwister der Patientin leben und sind gesund. Frau F. war als Kind stets gesund. Die Schulen hat sie bis zum 15. Altersjahr normal durchgemacht. Nachher war sie 6 Jahre in Zr. als Dienstmädchen angestellt, worauf sie sich vor zwei Jahren mit einem Gärtner verheiratete. Als ihr Mann in G. Bahnangestellter wurde, trat sie bei T. als Plätterin ein. Kinder hat sie noch keine; sie wollten zuerst genug Geld haben. Diese werden durch Coitus interruptus verhütet. Mit ihrem Mann soll sie gut auskommen. Er trinke nicht viel, weil er fast nichts vertrage. Auch sie bekomme gleich Kopfweh, wenn sie etwas Wein getrunken habe. Nervös sei sie nie gewesen, nur von Natur etwas ängstlich. Sie interessiere sich sehr für Kranke und besuche aus diesem Grunde auch einen Samariterkursus.

Als am 17. und 18. September im Plättesaal die Anfälle passierten, hatte sie die Nase zuvorderst gehabt. Sie mußte deshalb am Freitag morgen und mittag die Sophie A. im Garten behüten und war dann sehr erschrocken, als sie allein mit ihr war. Die Besessene war ihr ein gräßlicher Anblick. Sie mußte ihr Umschläge um den Kopf machen und die Hände halten, damit sie sich nicht in die Haare fuhr. Als es der Sophie A. besser wurde, kehrte sie gerne wieder an ihre Arbeit zurück. Sie versprach ihr noch, ihr die Überkleider ans Schiff zu bringen, das 4 Uhr 30 Minuten nach Zr. fuhr. Nachher kam die Sophie zu diesem Zwecke selbst in den Saal hinauf und bekam unter der Türe wieder einen Anfall. Frau F. machte sich große Vorwürfe, daß sie nicht bei ihr geblieben war, aber ihre Angst war stärker als das Mitleid, besonders weil der Arzt gesagt hatte, daß das eine Epidemie sei. Die ganze Sache hat sie, wie die übrigen, sehr aufgeregt: sie ver-

mochte den Abend nichts zu essen und lag einige Nächte schlaflos. Besonders in der Nacht vom Freitag auf den Samstag litt sie an häufigen Zitteranfällen. Dazu hatte sie Angst allein zu sein, da ihr Mann auf Nachtarbeit war; sie erschrak ob dem leisesten Geräusch. Samstag morgen litt sie an heftigem Kopfweh und ging deshalb nicht zur Arbeit. Nachmittags begegnete sie unterwegs der Josephine T. und erschrak heftig unter starkem Herzklopfen. Noch längere Zeit nachher überfiel sie Bangigkeit, wenn sie auf dem Weg ins Geschäft war. Überhaupt fühlt sie, daß sie seit der Zeit nervöser ist als sonst und auch häufig an Kopfschmerzen leidet. Anfang Dezember bekam sie eine Ohnmacht im Samariterkurs. Das sei ihr noch nie passiert und könne nur von dort herkommen. Sie habe oft Ärger wegen der Verwandten ihres Mannes.

Übersicht des Reaktionstypus im Assoziationsexperiment:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Koordination | 53 (3) | Perseveration | — |
| Prädikat | 18 (1) | Wiederholungen | 13 |
| Kausalabhängigkeit | 5 | Gleiche gram. Form | 88 |
| Koexistenz | 3 | Gleiche Silbenzahl | 51 |
| Identität | 7 (1) | Alliteration | 11 |
| Sprachl. motor. Formen | 17 | Konsonanz | 11 |
| Wortergänzung | — | Gleiche Endung | 4 |
| Klang | — | Richtig | 97 |
| Reim | 1 | Nicht reproduziert | 1 |
| Mittelbare | (1) | Falsch | 7 |
| Sinnlose | 1 | Innere Assoziationen | 76 (4) |
| Fehler | — | Äußere Assoziationen | 27 (1) |
| Wiederholung des Reizwortes | 2 | Klangreaktionen | — |
| Egozentrische Reaktion | 1 | Anzahl der Assoziationen | 105 |

Assoziationen mit verlängerter Reaktionszeit:

| | |
|---|---|
| Angst — Aufregung | Zweifel — Hoffnung |
| Zittern — Nerven | Schönheit — Haar |
| Gericht — Entehrung, Unehre | |

Bei den Assoziationen der Frau F. fallen die häufigen Wiederholungen auf. Dem Reproduktionsversuch genügte sie sehr gut. Die Reaktionszeit war normal. Man kann bei ihr von gesunder Intelligenz reden.

Bei Frau F. war die Infektion nicht sehr hochgradig und bestand mehr in nervöser Erregung und Angst; die eigentliche Imitation der Anfälle bestand einen Tag lang mit Ohnmacht und Zittern. Eine Disposition ist in keiner Weise vorhanden. Wir würden den Fall unter die erste Abteilung des Kraepelinschen Schemas vom induzierten Irresein stellen (isolierte Symptomübertragung).

Krankengeschichte der Anna D.

5. Anna D., geb. 1891, ist ein kräftiges, junges Mädchen mit etwas blassem Äußeren; körperlich ohne Besonderheiten. Reflexe normal. An der Zunge links vorne eine Bißwunde. Sie nimmt täglich eine Sedobroltablette.

Ihr Vater lebt, war seiner Zeit Metzger und ist jetzt ein durch abusus in alcohole heruntergekommener Tagelöhner. Die Mutter starb an Brustkrebs. Ein zwei Jahre älterer Bruder lebt und ist gesund. Großeltern und Geschwister der Eltern waren gesund. Die Eltern waren nicht blutsverwandt. Niemand in der Familie leidet an epileptischen Anfällen. Patientin hat als Kind 3 mal Lungenentzündung und einmal Masern durchgemacht. Keine Gichter, noch Verletzungen, noch heftige Gemütsbewegung. Die körperliche, wie die geistige Entwicklung waren normal, die Schulfortschritte ordentlich.

Die ersten Symptome ihrer Epilepsie traten nach der dritten Pneumonie im vierten Jahre auf. Schon damals hatte sie vereinzelte Krampfanfälle. Vom achten Jahre an wurden sie häufiger und regelmäßig. Veranlassung zu den einzelnen Anfällen ist nicht vorhanden. Sie treten jetzt alle Monate bis alle drei Monate auf, nicht in regel-

mäßigen Zwischenräumen. Die Anfälle sind stets bei Tage, einmal in der Schule. Beim einzelnen Anfall klagt Patientin zuerst über Übelkeit und fängt an zu zittern, die Augen zu verdrehen und hat Schaum vor dem Munde. Sie dauern ca. eine Viertelstunde. Keine Unreinlichkeit. Mit Kal. bromat. gute Erfolge ohne Magenstörung. Vom 1. August 1902 bis 1. Oktober 1904 war sie in der Schweiz. Anstalt für Epileptische. Während ihres ganzen dortigen Aufenthaltes hatte sie 26 Anfälle und zwar tonisch-klonische mit Bevorzugung der rechten Körperhälfte. Bei ca. 2 g Bromkali blieb Patientin monatelang anfallfrei und wurde von den Eltern nach Hause genommen. Später kam sie zu einem Gärtner in M. in Anstellung. In E. lernte sie plätten.

1910 trat sie bei T. ein. Während 3 Wochen schlief sie mit einer Mathilde G. im gleichen Zimmer. Diese hat ihr allmählich die Anfälle nachgemacht und bekam mit der Zeit jedesmal auch Anfälle, wenn sie welche bekam. Das häufte sich dermaßen, daß die beiden getrennt werden mußten. Im Plättesaal bekamen außer ihr noch die beiden Zwillingsschwestern Berta und M. B. epileptische Anfälle. Im Jahre 1913 hatte Anna D. 3 Anfälle im Geschäft und einen zu Hause in K., wo sie allein wohnt. Sie merkt es immer voraus, wenn sie kommen und ist nachher einige Tage abgeschlagen und hat Kopfweh. Wie jene gehäuften Anfälle bei T. passierten, wurde sie sofort hinausgeschickt; die Aufregung teilte sich ihr jedoch trotzdem mit. Am Samstag wäre sie am liebsten zu Hause geblieben, nachdem sie die ganze Nacht nicht hatte schlafen können, aber da es Wochenende war, bezwang sie sich. Sie blieb immer etwas aufgeregt und bekam dann auch am 30. November 1913, d. h. früher und heftiger als sonst, einen Anfall. Im Dezember hat sie keinen mehr gehabt und spürt jetzt kurz vor Weihnachten nur noch etwas Müdigkeit und Kopfweh.

Ende 1914 wurde sie bei T. entlassen; sie ging dann als Plätterin in eine Anstalt und wurde dabei von der psychiatrischen Poliklinik Zürich mit Sedobrol erfolgreich behandelt.

Am 5. November 1914 hatte sie den letzten Anfall und bis heute (20. VIII. 1915) keinen mehr. Es geht ihr ausgezeichnet, wofür auch ihr blühendes Aussehen bürgt. Von den Vorkommnissen bei T. verspürt sie nicht die geringste Nachwirkung. Auch ihre Schreckhaftigkeit habe sich verloren; es sei an ihrem derzeitigen Platze genug Gelegenheit dazu. Letzthin habe sich eine Patientin zum Fenster hinausstürzen wollen, das habe sie weiter nicht aufgeregt. Ihre Gesten sind noch immer etwas nervös, aber im übrigen macht sie einen ganz gesunden Eindruck. Sie bekommt noch täglich 2 Sedobrol.

19. Januar 1916. Es geht ihr gut. Keine Anfälle mehr.

Übersicht des Reaktionstypus im Assoziationsexperiment:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Koordination | 40 | Perseveration | 1 |
| Prädikat | 43 (4) | Wiederholungen | 10 |
| Kausalabhängigkeit | 2 | Gleiche gram. Form | 73 |
| Koexistenz | 4 | Gleiche Silbenzahl | 52 |
| Identität | 3 | Alliteration | 4 |
| Sprachl. motor. Formen | 12 | Konsonanz | 18 |
| Wortergänzung | 1 | Gleiche Endung | 11 |
| Klang | 1 | Richtig | 99 |
| Reim | — | Nicht reproduziert | — |
| Mittelbare | 5 | Falsch | 8 |
| Sinnlose | 1 | Innere Assoziationen | 85 (4) |
| Fehler | — | Äußere Assoziationen | 19 |
| Wiederholung des Reizwortes | 3 | Klangreaktionen | 2 |
| Egozentrische Reaktion | 26 | Anzahl der Assoziationen | 107 |

Affektbetont:

| | |
|---|---|
| Angst — Nacht | Krankheit — schlimm, lang |
| Gericht — Angst | Gefäß — zerbrechlich |
| Zweifel — flieht, dauert, Angst | Bedarf — Arzt |
| Ohnmacht — lang | Gesund — gut. |
| Ekel — Metzger | |

Bei den Assoziationen finden wir dieselben Beobachtungen wie Jung (40). Zuerst fällt die große Zahl von inneren Assoziationen auf, ähnlich wie ungebildete Versuchspersonen. Wiederholungen sind ziemlich häufig. Ein gewisser Krankheitskomplex ist vorhanden. Das günstige Reproduktionsresultat und die kurze Reaktionszeit, wie auch die Anamnese sprechen gegen eine Imbezillität, die ja sonst häufig bei Epileptikern vorkommt (Jung [40]).

Wiederholung des Reizwortes haben wir 3 mal, Egozentrizität in 25% gefunden. Besonders gefühlvolle Beziehungen konnten wir nicht finden. Für einen perseverierenden Gefühlston spricht folgende Reaktionsfolge:

Zittern — 12 Angst
Gesicht— 37 „

wobei das Reizwort Zittern sowohl die Perseveration von „Angst", als auch die verlängerte Reaktionszeit verursachte.

Wir haben es hier nicht mit induziertem Irresein zu tun, sondern mit einer vorher bestehenden, selbständigen Krankheit. Dies entspricht ja auch der Tatsache, daß die Anna D. bei jenen katastrophalen Ereignissen nicht dabei war, da man sie jeweilen hinausschickte. Die Ereignisse haben also nicht direkt, sondern nur durch Erzählung und Aufregung ihrer Kolleginnen auf sie eingewirkt. Sie bekam Angstgefühle und ihr epileptischer Anfall trat vielleicht etwas früher auf.

### Krankengeschichte der Rosa K.

6. Rosa K., 1891 geboren: Ihr Vater ist verschollen. Ihre Mutter starb mit 39 Jahren an einer Geburt und Lungentuberkulose. Ein Stiefbruder ist gesund.

Patientin war Zwillingskind; ihr Bruder starb klein. Bis zum 7. Jahre war sie bei ihrer Großmutter. Dann kam sie zu fremden Leuten. Bis zum 15. Jahre hat sie die Schulen normal durchgemacht. Als Kind sei sie nie schwerkrank gewesen; nur mit 13 Jahren etwas nervös wegen Überanstrengung. Später diente sie als Hausmädchen. 1912 ist sie bei T. eingetreten.

An jenem 19. September 1913 morgens mußte sie auf Anordnung der Frau W. im Garten auf die Josephine T. acht geben. Sie war am selben Morgen unwohl geworden und deshalb etwas empfindlich. Die T. hatte im Garten einen Zitteranfall nach dem andern und lief dabei stets Gefahr, in die Stechpalmen zu fallen. Sie mußte sie in einer äußerst unbequemen Stellung festhalten und geriet dadurch und durch den Anblick der Kranken in Schweiß und bekam starkes Herzklopfen. Endlich wurde sie abgelöst, mußte sie aber nachmittags nochmals beaufsichtigen und abends die beiden während des Automobiltransportes begleiten.

Die Josephine T. brachte sie zu Hause ins Bett, wo dieselbe abermals die Anfälle bekam. Nach dem Nachtessen besuchte sie den Samariterkurs. Auf dem Heimwege verfolgten sie die lebhaften Eindrücke, welche der Anblick der Anfälle bei ihr hervorgerufen hatte. Als sie zu Hause ins Bett wollte, bekam sie auch das Zittern und konnte darob nicht einschlafen. Es war ihr wie bei einem Schüttelfrost. Am Samstag morgen war sie so müde, daß sie statt um 7 Uhr erst um 9 Uhr zur Arbeit kam. Als sie dort eine Weile gearbeitet hatte, bekam sie wieder Angst und Schwindel und wurde nach Hause geschickt. Es ging noch ca. 8 Tage, bis sie sich wieder ganz normal fühlte und auch jetzt, Ende Dezember, wird es ihr sofort übel, sobald sie einen Kranken sieht.

Im Juli 1915 gibt sie an, daß nie mehr so etwas bei T. vorgekommen sei. Sie glaubt, die Sache sei vergessen. Nach einiger Zeit kommt ihr doch in den Sinn, daß sie von jener Zeit ab öfters Herzklopfen habe.

Übersicht des Reaktionstypus im Assoziationsexperiment:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Koordination | 51 (7) | Perseveration | — |
| Prädikat | 10 (4) | Wiederholungen | 3 |
| Kausalabhängigkeit | 2 (1) | Gleiche gram. Form | 88 |
| Koexistenz | 7 (3) | Gleiche Silbenzahl | 50 |
| Identität | 6 (2) | Alliteration | 5 |
| Sprachl. motor. Formen | 17 | Konsonanz | 6 |
| Wortergänzung | — | Gleiche Endung | 3 |
| Klang | — | Richtig | 84 |
| Reim | 1 | Nicht reproduziert | 5 |
| Mittelbare | 4 | Falsch | 18 |
| Sinnlose | 1 | Innere Assoziationen | 63 (12 |
| Fehler | — | Äußere Assoziationen | 31 (8) |
| Wiederholung des Reizwortes | 5 | Klangreaktionen | 1 |
| Egozentrische Reaktion | 3 | Anzahl der Assoziationen | 107 |

Assoziationen mit verlängerter Reaktionszeit:

| | |
|---|---|
| Silber — Gold | Ekel — krank (lacht beschämt, weil sie seinerzeit Läuse gehabt hat) |
| Zittern — alt | |
| Geschäft — Arbeit, Arbeiter | Spargel — Gurke |
| Ohnmacht — Angst, Schwindel | Motte — Laus |

Beim Assoziationsversuch spricht die relativ hohe Zahl der falschen Reproduktionen für eine gewisse Zerstreutheit.

Rosa K. wurde nur leicht infiziert. Sie hat den Abend nach den Ereignissen Zitteranfälle bekommen und Schwindel und Bangigkeit, welche letztere noch ca. 8 Tage anhielt und dann von selber ausheilte. Es handelt sich um einen leichten Grad von isolierter Symptomübertragung, der sie 1—2 Tage arbeitsunfähig machte.

### Krankengeschichte der Johanna K.

7. Johanna K., geb. 1891; körperlicher Befund ohne Besonderheiten. Reflexe lebhaft. Pupillen o. B.

Ihr Vater ist gesund und lebt mit 53 Jahren. Die Mutter starb an Darmkrebs mit 46 Jahren.

Johanna K. war schon 10 Tage vor der Anfallsepidemie bei T. nervös und appetitlos, da sie sich die Zähne des Oberkiefers hatte ziehen lassen müssen. An jenem Freitag half sie die Josephine T. hüten. Der Anblick der Zuckungen machte ihr einen großen Eindruck. Schon auf dem Heimwege am Abend bekam sie Angst und Herzklopfen, welche Erscheinungen noch erhöht wurden durch die Befürchtungen eines Arbeiters, der sich bestimmt dahin äußerte, daß so etwas ansteckend sei. Sie wohnte und aß bei der Familie des Maschinisten W. und konnte an jenem Abend nichts essen. Plötzlich bekam sie das Zittern in Beinen und Füßen, das nur aufhörte, wenn sie umherging.

Auch im Bett hatte sie noch dermaßen Herzklopfen, daß man ihr Umschläge machen mußte. Dazu zitterte sie wieder, zuerst an Armen und Beinen, dann am ganzen Körper. Alles Zureden half nichts. Am anderen Morgen war sie derart abgeschlagen, daß sie bis mittags im Bett blieb und dann noch einige Tage aussetzte. Daraufhin wurde es besser. Jedoch behielt sie das Zittern in den Beinen, zwar nur schwach und wenn sie saß. Zuweilen schüttelten die Füße mit. Jetzt (Ende Dezember) geht es ihr überhaupt wieder besser. Nur ist sie noch etwas aufgeregt, besonders nachts, wo ihr mit Vorliebe das Skelett aus dem Samariterkurs im Traum erscheint, dann wacht sie auf unter Alpdrücken. Auch auf dem Wege zur Fabrik wird ihr zuweilen noch bange. Mitte Dezember mußte sie im Samariterkurs einem Mädchen beistehen, dem übel geworden war. Das regte sie von neuem dermoßen auf, daß sie einige Nächte schlaflos blieb.

Jetzt nimmt sie täglich eine Tablette Sedobrol, was sie beruhigt. —

Übersicht des Reaktionstypus im Assoziationsexperiment:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Koordination | 52 (3) | Perseveration | 2 |
| Prädikat | 12 (1) | Wiederholungen | 15 |
| Kausalabhängigkeit | 1 | Gleiche gram. Form | 99 |
| Koexistenz | 6 | Gleiche Silbenzahl | 58 |
| Identität | 4 | Alliteration | 7 |
| Sprachl. motor. Formen | 26 (2) | Konsonanz | 11 |
| Wortergänzung | 1 | Gleiche Endung | 2 |
| Klang | — | Richtig | 99 |
| Reim | — | Nicht reproduziert | — |
| Mittelbare | 3 (1) | Falsch | 7 |
| Sinnlose | | Innere Assoziationen | 65 (4) |
| Fehler | 1 | Äußere Assoziationen | 36 (2) |
| Wiederholung des Reizwortes | 2 | Klangreaktionen | 1 |
| Egozentrische Reaktion | — | Anzahl der Assoziationen | 106 |

Assoziationen mit verlängerter Reaktionszeit:

| | |
|---|---|
| Krankheit — Herz, Anfall | Zittern — Hände |
| Heilung — Krankheit | Zweifel — Liebe |
| Angst — Schreien | Unsinn — töricht. |

Aus dem Assoziationsversuch fällt ein gewisser Krankheitskomplex und die häufigen Wiederholungen auf. Die Reaktionszeit ist normal; der Reproduktionsversuch gut gelungen.

Aus den affektbetonten Assoziationen ist ersichtlich, daß ihr die Ereignisse im Plättesaal, wie auch ihre eigenen Anfälle noch sehr gegenwärtig sind. Sie wußte genau noch, daß sie zuerst mit den Händen anfange zu zittern. Im übrigen aber leidet sie an einem geheimen Liebeskummer, der sie wohl noch mehr bedrückt, als jene Zitteranfälle und für diese vielleicht günstigen Boden geschaffen hat.

Auch hier hat die psychische Infektion einige Tage Arbeitsunfähigkeit wegen Angst und Zitteranfällen verursacht. Die Anfallssymptome gingen bald zurück, hingegen blieb eine gewisse Labilität der Stimmung, so daß sie unterwegs nach der Fabrik noch bange wird und noch 1 Monat später durch das Ansehen eines kleinen Unfalls in erneute Aufregung geriet.

### Krankengeschichte der Terzi G.

8. T. G., geb. 1895; ist die Schwester der Frau W. Heredität siehe dort. Sie ist viel kräftiger und gesunder als diese, obwohl erst 18 Jahre alt. Ein gesundes, hübsches Gesicht und gut angezogen im Vergleich zu den anderen Arbeiterinnen. Sie soll auch gerne etwas herumstreifen und ihrer älteren Schwester viel Sorge machen. Was die Vorkommnisse im Plättesaal anbetrifft, hat sie nie gedacht, sie könne etwas abbekommen. Die anderen hätten wohl das Bild nicht aus dem Gedächtnis bringen können und sich darob aufgeregt. Es gefällt ihr hier soweit, nur mögen sie ihre Kolleginnen nicht.

Fragen wir uns, warum diese T. G. nicht wie die anderen angesteckt wurde, so kommt in Betracht:

1. Daß ihr als der Schwester der Oberplätterin, mit der sie auf schlechtem Fuße stand und die keine Respektperson für sie war, deren Unfall lange nicht den Eindruck machte, wie den anderen Angestellten. Im übrigen kannte sie wohl die nervöse, leicht hysterische Natur ihrer Schwester.

2. Daß sie von jeher gerne ihre eigenen Wege gegangen und deshalb einer Massensuggestion der Plätterinnen weniger ausgesetzt war.

Übersicht des Reaktionstypus im Assoziationsexperiment:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Koordination | 40 (2) | Perseveration | — |
| Prädikat | 15 (2) | Wiederholungen | 3 |
| Kausalabhängigkeit | 2 | Gleiche gram. Form | 99 |
| Koexistenz | 3 | Gleiche Silbenzahl | 56 |
| Identität | 3 | Alliteration | 4 |
| Sprachl. motor. Formen | 27 (2) | Konsonanz | 12 |
| Wortergänzung | — | Gleiche Endung | 1 |
| Klang | 1 | Richtig | 92 |
| Reim | — | Nicht reproduziert | 2 |
| Mittelbare | 13 (2) | Falsch | 12 |
| Sinnlose | 1 | Innere Assoziationen | 57 (4) |
| Fehler | — | Äußere Assoziationen | 33 (2) |
| Wiederholung des Reizwortes | 6 | Klangreaktionen | 1 |
| Egozentrische Reaktion | 2 | | |

Assoziationen mit verlängerter Reaktionszeit:

| | |
|---|---|
| Anfall — Ohnmacht (ich denke nicht so oft an Anfälle), Krankheit | Bedarf — Zucker |
| Zittern — Körper, Herz | Unsinn — Glaube |
| Zweifel — Kummer | Oberst — Feldwebel (lacht) |
| Geschäft — Putzerei | Schönheit — Humbug, Mädchen. |

Die wenigen inneren Assoziationen entsprechen ihrer verhältnismäßigen größeren Bildung.

Aus den affektbetonten Assoziationen ergibt sich das große Gewicht, das sie auf ihr Äußeres legt und daß sie auch für Süßigkeiten nicht unempfänglich ist. Der „Klapperstorch" scheint ihr einigen Kummer zu bereiten, und ein Feldwebel spielte eine Rolle dabei; dadurch hält sie ihre Schönheit für „Humbug". Ende 1915 erfahre ich auch, daß sie wegen eines unehelichen Kindes ihre Stelle aufgegeben hätte und zu ihren Eltern zurückgekehrt sei.

### Krankengeschichte der Leopoldine J.

9. Leopoldine J., geb. 1888, ist ein kräftiges Mädchen; klagt noch immer über starke Rheumatismen. Im Gesicht zeigt sie starke Brandnarben. Sie klagt über Erbrechen und Magenweh ohne allen Grund.

Am 1. Dezember 1913 kam sie zu Dr. Sch. auf Anraten der Frau W. Sie sagte, sie habe im „Bilz" gelesen und glaube, sie habe Neurasthenie. Sie leide an Schlaflosigkeit und Nervosität und glaube, sie sei von jener Fallepidemie angesteckt. Dr. Sch. fand richtige Rheumatismen, Magenneurosen und Schmerzen im Kreuz. Ihre Nervosität sei möglicherweise durch die Vorfälle bei T. gesteigert worden; datiere aber ursprünglich von einem Liebesdrama seiner Zeit in W., wo ein Mann ihr aus Eifersucht Schwefelsäure ins Gesicht warf. Sie lag dann daraufhin 9 Monate in W. im Spital und ist seither zänkisch geworden. Meist jedoch bricht ihre fröhliche derbe Natur durch. Sie hatte auch in einem Buche über Neurasthenie gelesen und fand, daß alles mit ihren Beschwerden übereinstimme. Ihre Rheumatismen wurden behandelt, doch hielt sie wohl unter dem Einfluß von Frau W. daran fest, daß alles von der Anfallsepidemie herrühre und aus diesem Grunde suchte sie auch die psychiatrische Poliklinik auf, wo sich aber ein ganz negativer Befund ergab. Am 20. April 1914 bekam sie ein akutes Ekzem auf der Schulter, welches mit 5prez. Zinkpaste behandelt wurde. Am 4. Mai 1914 wurde sie definitiv geheilt entlassen und kehrte nach W. zurück.

Es ist bezeichnend, daß die von Haus aus hysterische nervöse Natur ihre schon lange vorher bestehenden Beschwerden sofort jener Anfallsepidemie zuschrieb, obwohl sie keinerlei derartige Symptome, wie Zuckungen oder Angstgefühle zeigte. Die Massensuggestion lenkte alles in ihre Bahnen.

Krankengeschichte der Berta B.

10. Berta B. wurde geboren 1896 als Zwillingskind mit der Mathilde B. — Sie war von klein auf zart. In der Schule waren beide Schwestern etwas schwerfällig, mußten eine Klasse wiederholen. Man mußte sie immer beieinander lassen, damit sie ruhig waren.

Vater lebt und ist gesund, von Beruf Schlosser. Seit 10 Jahren ist er Abstinent. Zur Zeit, als die Kinder geboren wurden, war er starker Alkoholiker. Die Eltern des Vaters starben an Lungentuberkulose; Mutter lebt, hat einen Herzfehler.

Eine Schwester der Patientin ist schwachsinnig; ein Bruder starb mit 18 Jahren an Lungentuberkulose, ein weiterer Bruder wurde wegen chronischer Heiserkeit militär frei. Ihre Zwillingsschwester Mathilde leidet an Epilepsie von Jugend auf (?), so daß ihre Anfälle sie weiter nicht mehr aufregen. Sie ist jedoch auch etwas nervös und kann, wenn man ihr zusieht, nicht mehr arbeiten. Sie ist auch Samariterin. Vor 5 Jahren ging sie einmal mit ihrer Schwester Anna zur Schneiderin und bekam dort einen Anfall; gleich nachher auch die Anna, welche sie von da ab behielt. Die Anna werde jeweilen zuerst blau im Gesicht, dann falle sie um und schlage nach allen Seiten aus.

Von den 8 Geschwistern sind also 2 tot, 4 psychisch und 2 tuberkulös belastet. Die Berta B. war im Plättesaal für kleine Handreichungen angestellt. Anfang des Jahres 1913 bekam sie zum erstenmal Anfälle. Die Mathilde B. glaubt, daß es keine richtigen epileptischen Anfälle seien, sondern nur Ohnmachten. Sie falle einfach um und verliere die Besinnung. Es werde ihr schwarz vor den Augen, dann wisse sie nichts mehr. Nach ca. 15—20 Minuten sei es vorüber. Sie wurde nicht steif und hatte keine Zuckungen. Zuerst waren sie nicht so häufig, dann wurden sie regelmäßiger und traten alle 4 Wochen auf. Damals, an jenem Mittwoch, war er besonders heftig, und die Anfälle häuften sich nachher dermaßen, daß sie auf Anraten von Dr. K. mit Arbeiten aussetzte. Am 26. Oktober 1913 wurde sie unwohl, bekam Fieber, Kopfweh und Husten. 2 Tage nachher wurde sie ins Krankenasyl N. in Zr. eingeliefert: leicht verwirrt mit 40,5 Temperatur und Nackensteife. Sie griff mit den Händen nach vorgehaltenen Gegenständen. Ihre Figur ist schmächtig, hoch aufgeschossen; die Wangen gerötet, Respiration 44. Mit den Händen fährt sie beständig in der Luft herum und rupft an der Decke. Desorientiert. Am 30. Oktober teilweises Bewußtsein, dazwischen völliges Personenverkennen. Beim Heben des Kopfes Schmerzen im Genick. Patellarreflex beiderseits gleich; kein Babinski.

Am 1. November 1913 plötzlicher Exitus.

Die Sektion ergab eine Pneumonia cruposa pulmon. sin. Die Hirnsektion wurde wegen der Verwandten unterlassen.

Nach dem Tode der Berta B. bekam die Anna während 7 Wochen keinen Anfall und der erste war dann sehr kurz, was auf einen psychischen Einfluß auf ihre Anfälle schließen läßt.

Wir haben hier einen Fall von organischer folie gémellaire, den wir aber nicht zum induzierten Irresein rechnen. Berta B. litt an symptomatischer Epilepsie aller Wahrscheinlichkeit nach bei Hirntuberkel. Ob bei der Zwillingsschwester die Fallsucht ebenfalls auf eine ähnliche Ursache zurückzuführen ist, wird sich erst später zeigen, ist aber bei der tuberkulösen Belastung der ganzen Familie durchaus nicht unwahrscheinlich.

Krankengeschiche der Matie P.

11. Marie P. ist gebürtig aus I. und wohnt in Zr. Sie arbeitet als Plätterin bei T.

Am 14. Juni 1914 wurde Patientin von der Polizei auf der Bahnhofstraße abgefaßt, wo sie niedergekniet war, um laut zu beten. Auf Anordnung von Dr. B. wurde sie gleich in die Irrenanstalt gebracht.

Vater war Potator und ist gestorben, die Mutter lebt auch nicht mehr. — 2 Geschwister sollen gesund sein. Pupillen und Patellarreflexe sind lebhaft.

Sie glaubt, daß die Stimme Gottes zu ihr spreche und meint, sie müsse auf der Straße beten. Mit ihrem Gelde unterstützt sie einen Architekten und Deserteur in London.

Anläßlich jener Vorfälle im September 1913 wurde sie gar nicht beeinflußt, übte aber anderseits mit ihren religiösen Wahnideen auch keinen Druck auf ihre Umgebung aus. Beides wohl dank ihrem Autismus.

Es ist interessant, daß diese an ausgesprochener Dementia praecox leidende Patientin in ihrer während der kritischen Zeit latenten Periode der Psychose der Milieusuggestion in keiner Weise unterlag.

### Zusammenfassung zum Fall IV.

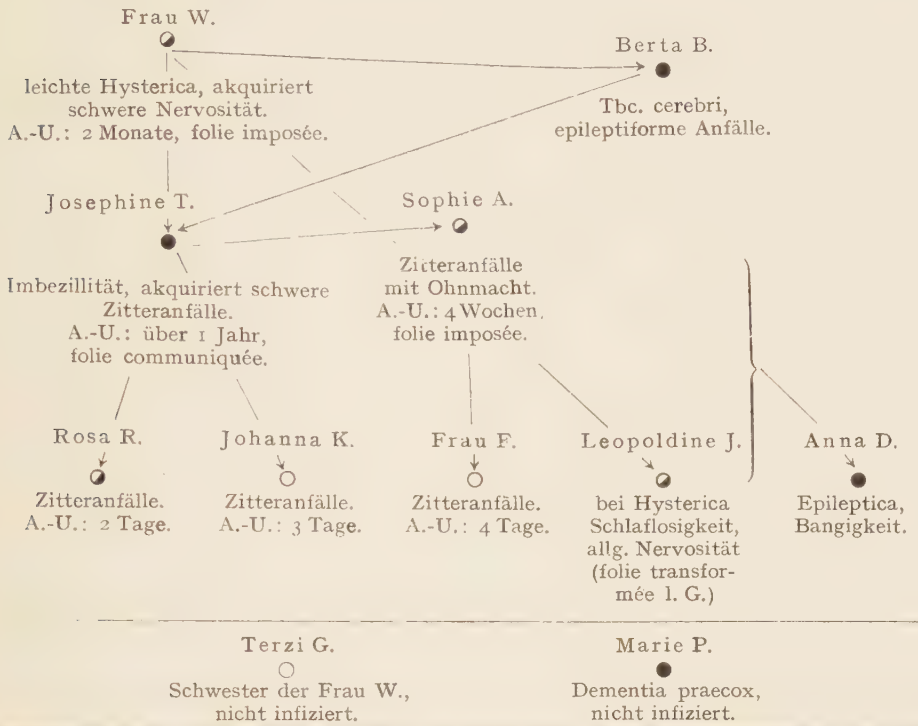
Wir haben es hier mit einer Epidemie auf der Basis der psychischen Infektion zu tun. In einem Plättesaal bekommt die Oberleiterin eine Ohnmacht, so daß sie nach Hause muß. Dem Aushilfskind B., das oft epileptiforme Anfälle bekommt, macht das solchen Eindruck, daß es zitternd zu Boden fällt. Neben ihr steht die hysterische Imbezille T., die auch früher schon durch Schrecken ausgelöste Zitteranfälle bekommen hatte. Sie fühlt, wie ihr übel wird, flieht in die Garderobe und bekommt dort einen heftigen hysterischen Anfall. Eine A. ist ihr behilflich. Die beiden erholen sich. Am Abend bekommt die A. zu Hause denselben Zitteranfall. Tags darauf bekommt die hysterische T. zur selben Zeit und an derselben Stelle ihren Anfall. Sofort folgt die A. nach. Großer Schrecken. Die beiden toben unaufhörlich. Der herbeigerufene Arzt befiehlt die beiden zu trennen, da eine die andere anstecke. Die beiden werden behütet und, da bis zum Abend keine Besserung eingetreten, per Auto nach Hause gebracht. Am Abend und die Nacht hindurch bekommen sämtliche Plätterinnen — es waren ihrer 6 — die bei diesen Vorfällen behilflich waren und in nähere Berührung mit den Kranken kamen, heftige Zitteranfälle. Am anderen Morgen fehlen fünf Plätterinnen, vier andere, die nicht direkte Zeugen waren, kommen nur, weil es Samstag mit reduzierter Arbeitszeit war. Zwei Tage später sind deren noch vier arbeitsunfähig. Bei der Oberplätterin, bei der Hysterischen und der Sophie A. entwickeln sich tiefergehende hysterische Beschwerden, die sie einige Wochen bis $^1/_2$ Jahr verfolgen.

Wir haben es also mit einer jener Zitterepidemien zu tun, wie sie im Mittelalter gang und gäbe waren (vgl. Stoll [81]) und heute noch häufig in Schulen bei Kindern beobachtet werden[1]). Begünstigend oder vielleicht auch Bedingung für die Epidemie war das enge Zusammengepferchtsein einer homogenen Masse von Leuten, nämlich von jungen, ziemlich affektbeladenen Großstadtarbeiterinnen, wobei sich eine Emotion viel rascher ausbreitet und durch die Massensuggestion gesteigert wird. Daß es just die Oberplätterin war, welche eine Ohnmacht bekam, und der Arzt, welcher sagte, die Sache sei ansteckend, hat den Eindruck natürlich nur noch verstärkt. Man sieht, daß die Nichtdisponierten sich ziemlich rasch erholten.

Prophylaktisch wäre aus dem Falle abzuleiten, daß nicht rasch genug beim Beginn einer solchen Epidemie Gegenmaßregeln getroffen werden können, vor allem Ausschaltung der primär Erkrankten und ganz energische Gegensuggestionen von seiten des Arztes oder der Fabrikleitung. Hier geschah leider das Gegenteil und es rächte sich dadurch, daß eine ganze Anzahl dieser Mädchen längere Zeit arbeitsunfähig wurden.

[1]) Vgl. Aemmer (1) & Schoedel (70).

Übersicht über den Gang der psychischen Infektion bei Fall IV.




Legende: ○ nicht disponiert; ◔ leicht disponiert; ● schwer disponiert; A.-U. = Arbeitsunfähigkeit; l. G. = leichter Grad.

## Fall V.

Aus einer ausländischen psychiatrischen Klinik erhielt ich die Schilderung folfender Fälle: sie stammen aus einer Pulverfabrik, in welcher, der Kriegszeit entsprechend, eine Menge junger Arbeiterinnen angestellt waren. Die Nähe des Krieges, die Besuche von feindlichen Fliegern, ein Brand, der in der einen der beiden Fabriken ausbrach, schufen wohl eine Atmosphäre, die zur Ausbreitung hysterischer Anfälle unter den jungen weiblichen Angestellten sehr geeignet war. Die Arbeiterinnen befanden sich alle in dem Zustand eigenartiger Spannung und Aufgeregtheit, so daß jeder kleine Zufall sofort in grellem Licht erschien und auf seine gesamte Umgebung Einwirkung hatte.

Am 12. Oktober 1915 wurden drei junge Fabrikarbeiterinnen in die Klinik eingeliefert. Die drei Mädchen waren Angestellte der Pulverfabrik und hatten alle Anfälle bekommen, wobei sie unter lautem Schreien zu Boden fielen, indem sie das Bewußtsein verloren, mit den Händen in der Luft herum und sich in die Haare fuhren, mit den Zähnen schnappten und sich selbst zu beißen versuchten. Die drei Mädchen waren Kusinen zueinander.

Zuerst bekam am 7. Oktober 1915 die 14jährige Berta M. einen Anfall. Tags zuvor hatte das Mädchen, welches neben ihr arbeitete, einen Anfall gehabt. Am 7. Oktober wurde es ihr übel, so daß sie sich setzen mußte; dann sei sie plötzlich vom Stuhle gefallen und habe das Bewußtsein verloren. Sie kann sich sonst an nichts mehr erinnern. Erst im Speisesaal sei sie wieder zu sich gekommen. Die Mutter der Patientin glaubt, daß der Anfall durch die schlechte Luft und den scharfen Geruch in der Pulverfabrik provoziert worden sei. Sie habe dann nachher zu Hause weitere Anfälle gehabt, indem sie laut schrie, sich die Haare raufte und zu beißen versuchte. Bei der Aufnahme war die Patientin ganz orientiert und vollständig klar. Sie erzählte ausführlich, wie der Anfall gekommen. Sie habe sich dabei nirgends verletzt, noch eingenäßt. Bei der nach-

folgenden körperlichen Untersuchung wurde sie plötzlich blaß, bekam starken Schweiß im Gesicht und zeigte Neigung umzufallen. Energisches Zureden verhinderte jedoch den Anfall.

Sie war ein zartes, überarbeitetes Mädchen. Störungen der Intelligenz, des Gedächtnisses oder der Merkfähigkeit waren nicht nachzuweisen. Hereditär keine Belastung.

Gleichzeitig mit ihr wurde ihre Kusine Katharine H., geb. 8. Februar 1900 in die Klinik eingeliefert. Diese hatte am 7. Oktober beim Anfalle ihrer Kusine zugesehen, geholfen und bald danach einen ersten Anfall bekommen. Mit zwei anderen Arbeiterinnen, die ebenfalls an solchen Anfällen litten, trat sie danach aus der Pulverfabrik aus, da sie dieser die Schuld an den Anfällen gab. Am 11. Oktober hatte eine ihrer Freundinnen einen Anfall, gerade als sie zugegen war. Sie war ihr mit einer Verwandten derselben behilflich. Danach bekam zuerst die Verwandte und dann sie selber denselben Anfall.

Vor dem Anfall habe sie starke Kopfschmerzen gehabt, dann sei ihr das Bewußtsein geschwunden und erst in der Badewanne der Anstalt sei sie wieder zu sich gekommen. Sie habe sich weder verletzt, noch eingenäßt. Sie gibt an, daß es in der Pulverfabrik oft vorgekommen, daß bis 13 junge Mädchen in solche Anfälle verfielen. Sobald der Anfall bei einer auftrat, kamen die anderen hinterher. Patientin war vollständig orientiert und geordnet. Sie schien auch keinerlei Störung der Intelligenz oder des Gedächtnisses aufzuweisen. Sie klagte über Schmerzen über dem rechten Rippenbogen, ebenso über dem linken Brustbeinrand. Sonst war körperlich nichts nachweisbar.

Die dritte Kusine, die 14jährige Elise M. bekam am 10. Oktober ihren ersten Anfall, als sie einem solchen ihrer Kusine Berta zusah und ihr behülflich war. Bei ihrer Ankunft war sie vollständig orientiert, ruhig, gab sachlich Auskunft und war in keiner Weise deprimiert. Heredität o. B. Patientin ist etwas schwächlich und von Haus aus nervös veranlagt. Am Rücken links und an der linken Schulter hatte sie mehrere blaue Flecke. Auch hier wurden die Anfälle jedenfalls eingeleitet und disponiert durch die schon wochenlang vorher in der Fabrik vorkommenden hysterischen Anfälle. Wie ihre Kusinen verspürte sie jeweilen zuerst heftiges Kopfweh, dann verlor sie das Bewußtsein, raufte sich die Haare und biß um sich.

Elise M. und Katharine H. wurden auf Verlangen ihrer Verwandten schon am nächsten Tage wieder entlassen mit dem Versprechen vorläufiger Schonung. Am 15. Oktober wurde auch Berta M. von ihrer Mutter nach Hause geholt. Während der paar Tage, da sie in der Anstalt war, schlief sie meistens, auch unter Tags. Sie hatte keinen weiteren Anfall mehr und erholte sich anscheinend gut.

Spätere Recherchen im Mai 1916 ergaben, daß keine der drei Patientinnen in die Pulverfabrik zurückgekehrt war. Elise M. hatte keinen Anfall mehr gehabt. Berta M. und Katharine H. bekamen nach der Entlassung aus der Fabrik noch einige Male solche; es waren aber beide seit Januar 1916 anfallsfrei.

Im April 1916 kamen in derselben Klinik folgende ähnlichen Fälle vor: Am 26. wurde mit dem Krankenwagen die 22jährige Else B. von der elektrischen Zünderfabrik gebracht, wo sie mit einem Arm in eine Bohrmaschine geraten war und obgleich sie, außer einer leichten Hautschürfung, keine Verletzung davontrug, so erschrocken sei, daß sie in Krämpfe fiel. Nach Angaben der Begleiterin lag sie den ganzen Weg über in krampfhaften Zuckungen, wobei sie: „Mutter, Mutter; . . . stellt die Maschine ab . . . Maria stellt die Maschine ab" rief. Bei ihrer Ankunft in der Klinik konnte der Anfall noch beobachtet werden. Aufs Bett gelegt, wälzte sie sich von einer Seite auf die andere, streckte die Arme aus, fuhr mit ihnen wild in der Luft herum, schob die Lippen vor, zog die Mundwinkel hinab, faltete die Stirn, drehte den Kopf hin und her. Die Augen waren offen, reagierten auf Lichteinfall. Auf Zureden ließen die Zuckungen zusehends nach. Nach kurzer Zeit begannen sie von neuem, hörten aber auch diesmal auf Zureden auf. Sie schlief spät ein, dann aber bis zum Morgen. War dann ruhig, orientiert und geordnet.

Ein schwach entwickeltes Mädchen, sprach sie mit leiser heiserer Stimme (an-

geblich infolge Einatmens von Schwefeldampf in der Fabrik). Bei der Aufforderung, den Arzt anzusehen und nicht immer in die Ecke zu blicken, brach sie in Tränen aus. Seit sie in der Fabrik arbeite, sei sie nervös, müsse oft ohne Ursache weinen, habe immer Kopfschmerzen und sei sehr vergeßlich geworden. Einen Anfall habe sie vor dem gestrigen niemals gehabt. Sie konnte sich nur erinnern, mit dem Arm in die Maschine geraten und darob sehr erschrocken zu sein. Wie sie in die Anstalt gekommen, daß der Arzt an ihr Bett trat und sie auf sein Zureden hin die nervösen Zuckungen einstellte, wollte sie nicht mehr wissen. Sie könne sich erst an ein Bad erinnern. Sie gab an, es hätten auch andere Mädchen in der Fabrik schon solche Anfälle gehabt, doch habe sie nie einen solchen gesehen, sondern nur davon gehört. Von erblichen Krankheiten war ihr nichts bekannt. Sie hat Diphtherie, später Knochenvereiterung am linken Arm durchgemacht. Nervös sei sie früher nie gewesen. Nach der Volksschule habe sie Schreibmaschinen- und Bureauarbeiten gelernt; sei dann aber, da sie keine besser bezahlte Stelle fand, in obige Fabrik eingetreten. Sie führt den Anfall nur auf den Schreck zurück, gibt an, früher nie Anfälle gehabt zu haben. Aber durch ihre Beschäftigung in der Pulverfabrik, wo sie seit Kriegsausbruch arbeitete, sei sie sehr nervös geworden. Dort seien übrigens alle Arbeiterinnen nervös. Nach Angabe der Freundin sei sie verträglich, aber etwas leicht erregt und jähzornig; fleißig und ausdauernd in der Arbeit. Ihre Kenntnisse sind der Schulbildung entsprechend.

Am Halse Tracheotomienarbe. Am linken Unterarm bis zum Handgelenk 11 cm lange Operationsnarbe, zum Teil mit dem Knochen verwachsen. Am linken Unterschenkel breite, 16 cm lange Narbe, zum Teil mit dem Knochen verwachsen; beide angeblich infolge von Knochene weichung.

Die Beschäftigung in der Fabrik für elektrische Zünder hat die vielleicht schon bestehende Nervosität gesteigert und hierdurch, als auch durch den Umstand, daß in derselben Fabrik sehr häufig Anfälle derselben hysterischen Natur vorkamen und viel besprochen wurden, den Boden für hysterische Anfälle vorbereitet. Die unmittelbare Auslösung war der Schrecken, als sie von der Maschine erfaßt wurde.

Am selben Tage wurde die 14jährige Helene B. in die Anstalt eingeliefert. Sie wurde mit dem Krankenwagen direkt aus der Fabrik gebracht. Sie habe gehört, wie ihre Freundin Else B. anfing zu schreien, als sie mit dem Arm in eine Maschine geriet. Gesehen habe sie sie nicht. Dann weiß sie noch zu bemerken, daß die anderen Mädchen zur Türe liefen. Ob sie gefallen oder was mit ihr geschehen sei, wie sie hierhin gekommen, weiß sie nicht. Auch nicht daß ihr bei ihrer Einlieferung einige Fragen gestellt wurden, die sie beantwortete. Überhaupt könne sie sich an den Arzt nicht entsinnen. Sie habe sich im Bett wiedergefunden, als es im Saal schon dunkel war. Ein Anfall wurde im Spital nicht beobachtet. Bei ihrer Einlieferung sah Patientin etwas verstört aus, legte den Kopf auf den Tisch und antwortete nur nach mehrmaligem Fragen. Sie schlief spät ein, dann aber ruhig bis zum Morgen. Am folgenden Morgen war Patientin ruhig, geordnet und orientiert. Die einzigen Beschwerden waren Magenschmerzen, woran sie aber angeblich schon seit ihrem 14. Jahre leide, etwas Kopfschmerzen und Mattigkeit. Sie gibt an, vor 6 Wochen, als es in der Fabrik brannte und viele Arbeiterinnen, u. a. auch ihre Schwester Verletzungen davontrugen, durch den Schreck auch ohnmächtig geworden zu sein, woraus sie erst nach 2 Tagen erwachte. Früher habe sie nie einen Anfall gehabt, aber bei Kolleginnen schon oft welche gesehen und besprochen. Nach Angabe von Mutter und Schwester sollen in der Fabrik in letzter Zeit sehr häufig gleichartige Anfälle vorgekommen sein. Nervös sei Helene erst, seitdem sie in der Pulverfabrik arbeite. Doch sei sie schon früher leicht reizbar und ärgerlich gewesen. Krankheiten habe sie nie gehabt. Hereditär sei nichts bekannt. Sie hat die Volksschule absolviert, gut gelernt, sei dann bis zum Kriegsausbruch im elterlichen Hause gewesen und seitdem in der Zünderfabrik beschäftigt. Kenntnisse ihrer Schulbildung entsprechend; keinerlei Gedächtnis- oder Merkfähigkeitsstörungen.

Ähnlich wie bei der Else B. handelt es sich um ein schwer nervöses und reizbares Mädchen, das schon, bevor es in die Zünderfabrik eintrat, in seiner Umgebung häufig hysterische Anfälle mit angesehen und ebenso in der Fabrik Zeuge derselben gewesen.

Unmittelbare Auslösung beider Anfälle durch Schreck. Gemeinsam ist beiden Fällen, daß sie nach Einlieferung hier in der Klinik ganz geordneten Eindruck machten, ein wenig verstört aussahen, ganz richtige Antworten gaben, sich aber nachher absolut nicht auf die erste Zeit der Einlieferung in die Anstalt erinnern zu können angaben.

Es handelt sich hier um ähnliche Vorkommnisse, wie in unserem Fall IV. Nur ist es hier nicht mehr ein einmaliges Eintreffen, sondern ein dauernder Zustand. In einer aufgeregten Zeit, wie sie der jetzige Weltkrieg und die relative Nähe des Kriegsschauplatzes mit sich bringt, genügt die Beschäftigung in einer Pulver- oder Handgranatenfabrik, um bei den meist 14—17jährigen Arbeiterinnen bei jedem geringen Anlaß hysterische Zitteranfälle hervorzurufen mit lange anhaltender Bewußtseinstrübung. Dabei steckt eine die andere an, so daß es nichts Außerordentliches ist, wenn mehr als ein Dutzend junger Mädchen in Zuckungen am Boden liegen. Es ist auffallend, daß die Ansteckung namentlich bei unter sich verwandten Mädchen um sich greift. Dies rührt in obigen Fällen wohl weniger von gemeinsam vererbter Disposition her, als von der Tatsache, daß unter Verwandten die Suggestion und Imitation stärker wirkt als sonst. Dies findet sich auch unter Freundinnen (Helene und Else B.). Nach Isolierung trat jeweilen rasche Heilung ein, die bei verändertem Milieu anhielt. Es handelt sich um vorübergehende Übertragung von hysterischen Symptomen, so daß die Fälle zur ersten Gruppe des Kraepelinschen Schemas gehören.

### Fall VI.

Im Mai 1912 kam eine Frau St. aus T. in die psychiatrische Poliklinik in Zürich (Prof. Maier). Sie lebt mit ihrem Mann, der in die Fabrik geht, und einer Tochter zusammen. Diese Tochter ist 24 Jahre alt und seit 6 Jahren mit einem Angestellten der Musikalienhandlung H. verlobt. Der Bräutigam will aus finanziellen Gründen nicht heiraten und macht immer Ausflüchte, sobald man davon spricht. Die Tochter aber sei in der Hoffnung und verzweifle darüber, daß er sie sitzenlasse: Sie wolle sich das Leben nehmen. Frau St. sei nun hierhergekommen, damit der Herr Doktor von weitem den Bräutigam hypnotisiere und ihn so zwinge, zu heiraten. Sie beschrieb genau den Platz, den der Betreffende in dem Geschäft innehabe; die Hypnose müsse von der Klinik aus geschehen, damit derselbe nichts merke. Prof. Maier setzte ihr auseinander, daß das so nicht gehe, er werde aber sein möglichstes tun. Voll Hoffnung ging sie nach Hause. Der Angestellte wurde in die Klinik zitiert und konnte dazu gebracht werden, wenn auch nicht zu heiraten, so doch das Kind anzuerkennen. Die Freude im Hause St. war groß. Die Geburt ging vonstatten und Prof. Maier sollte Pate sein. Darauf hörte man lange nichts mehr von ihnen.

In der Neujahrsnacht 1913 wurde ein 18jähriges Mädchen, Rosa Sch., Fabrikarbeiterin aus T. mit akuter Katatonie in die Klinik eingeliefert. Dieselbe wohnte im selben Hause wie die St. Nach einiger Zeit kam Frau St. und erklärte, sie müsse ins Wasser gehen: Der Vater Sch. habe erklärt, sie trage die Schuld an der Krankheit seiner Tochter. Am Sylvesterabend 1912 sei Frau St. lange bei ihnen gewesen und habe es der Tochter mit dem bösen Blick angetan. Er, wie die anderen Leute glaubten, sie sei eine Hexe und wichen ihr auf der Straße aus. Herr Sch. wurde befragt und gab nach einigem Zögern dahin Auskunft: „Die Tochter sei etwa eine Stunde nach dem Fortgehen der Frau St. in der Nacht erkrankt und habe gesagt, dieselbe habe sie so sonderbar angesehen, so daß sie krank werden mußte. Der Vater ließ sich nicht ausreden, daß der böse Blick an der Krankheit seiner Tochter schuld sei. Obwohl Protestanten, hätten sie den Urin der Tochter ins Kapuzinerkloster naeh R. geschickt und angefragt, ob man etwas von einer Verhexung darin finde. Die Mönche antworteten: Vom Einfluß einer Hexe ließe sich zur Zeit nichts nachweisen; aber sie sollen jede Woche 5 Frk. schicken, dann werde man die Tochter in das Gebet des Klosters einschließen, wodurch sie sicher

gut beeinflußt werde. Nicht nur Hr. Sch. sondern auch die anderen Mieter im Hause seien überzeugt, daß Frau St. eine Hexe sei und gingen ihr deshalb aus dem Wege, wo sie konnten. Es nehme ihn nicht wunder, wenn man sie steinigen würde."

Am 16. August 1915 suchte ich Frau St. auf. Da ich in der Gegend nicht bekannt war, ging ich zuerst zu Pfarrer B. (protest.). Derselbe sagte mir gleich, daß der Vater Sch. inzwischen gestorben sei, daß die Tochter, die im Dezember 1914 die Anstalt verlassen hatte, mit ihrer Mutter nach R. gezogen sei und eine Stelle als Plätterin innehabe. Die St. sei von jeher etwas sonderbar gewesen, aber es gebe da mancherlei, um das man sich nicht kümmern könne.

In einer langen Straße, die von zwei Reihen Wohnhäusern gebildet wird, wohnt Frau St. Ihr Milchmann gibt an, daß sie manchmal nach Z. gehe zum Wahrsagen. Von einer Hexerei wisse er nichts und habe auch von dem Fall Sch. nichts vernommen. Nur sei sie jedenfalls ein geriebenes Frauenzimmer, das ziemlich Geld verdiene mit Kartenlegen in Z.

In der obersten Etage eines vierstöckigen Mietshauses stand die Wohnungstüre offen; auf Rufen erschien niemand, auf dem Balkon spielte ein gesundes, kleines Kind. Die Zimmer waren in Unordnung; in einem Nebengemach lag Frau St. auf dem ungemachten Bett und machte sich Umschläge. Als sie mich sah, kam sie zum Vorschein und entschuldigte sich mit Kopfschmerzen.

Frau St. gab an, daß sie „medial veranlagt" sei. Wenn etwas Außerordentliches passiere, so fühle sie es voraus: Einmal habe sie das Feuerhorn gehört und in der kommenden Nacht brannte es. Ein andermal kam ein kleines Kind, das unten im Hause wohnte, im Traum an ihr Bett. Sie sagte gleich, es müsse etwas passieren. 8 Tage später kam das Kind am Feuer an und verbrannte sich dermaßen, daß es trotz ihrer Pflege starb. Aber sie mache kein Wesen davon und verrate den Leuten nichts, sonst würde es gleich heißen, sie könne mehr als Brot essen. Zuweilen krache es in der Küche draußen und dann sei jedesmal etwas Besonderes passiert. Selber zaubern könne sie nicht, sonst hätte sie zuerst ihrer Tochter für einen Mann gesorgt. Damals, als die Tochter Sch. krank wurde, hätte sie nichts voraus gemerkt. Ihre Kraft nehme überhaupt ab in der letzten Zeit. Aber die Frau Sch. hätte an der Haustüre läuten gehört; als sie nachsah, sei aber niemand draußen gewesen. „Eines jeden Schicksal sei von Gott bestimmt, ob der Mensch wolle oder nicht."

Sie habe öfters Visionen nachts: Einmal sei ihr erster Mann von seiner ersten Frau ans Bett gekommen. Der sei noch nicht erlöst, aber sie wolle nicht für die Verstorbenen beten, sie hätte genug für die Lebenden zu tun. Eines Nachts habe sie die Tochter stöhnen gehört; als sie hinüberging, sah sie einen Mann mit einer grünen Schürze an ihrem Bette stehen. Derselbe wendete sich gleich ihr zu, kam immer näher heran, bis sie ganz an die Wand gedrückt war. Jetzt brenne sie nachts immer ein Licht; sie leide auch viel an Kopfweh.

Die Frage, ob sie auch Karten lege, negiert sie lebhaft. Sie glaubt jedoch daran, würde es wohl auch tun, wenn sie es könnte, aber sie habe keine Zeit dazu. Sie wolle mit den Händen schaffen, mit dem Kopf gehe es nicht so gut. Sie sei geistig zu schwach und zu wenig gelehrt. Aber sie geht oft nach Z. und läßt sich dort die Karten legen. Die wenigsten behielten ja recht: Noch vor vier Wochen habe man ihr geweissagt, daß der Vater des Kindes die Tochter heiraten werde und jetzt halte sie in 4 Wochen Hochzeit mit einem anderen. Für das Kartenlegen werde jeweils nichts verlangt, aber man gebe 1 Frk.. — Nur einmal habe sie zum Scherz Karten gelegt: Einem Herrn B., der ein Mädchen in die Hoffnung gebracht hatte und es im Stiche lassen wollte. Sie wußte, davon durch einen liegengelassenen Brief des Mädchens. Eines Abends, als man zusammen gejaußt hatte, kam sie noch die Lust an, wahrzusagen. Sie legte die Karten für Herrn B. und sagte ihm tüchtig die Meinung. Der sei darob so erschrocken, daß er das Mädchen gleich geheiratet hat. Daraufhin kamen öfters Leute, um sich wahrsagen zu lassen, aber sie habe sie immer fortgeschickt.

Frau St. frägt mich plötzlich, warum ich das alles wissen wolle? Durch Herrn Prof. Maier gut eingeführt, versicherte ich, es werde ihr nichts geschehen; ich brauche

das für eine wissenschaftliche Studie. Da wurde sie zutraulich und erzählte noch folgende Geschichte:

„Eines Abends war ich mit 7 Verwandten und Kindern in R. in der Betstunde. Wir beteten bis nachts 12 Uhr und mußten noch über den Berg nach Hause. Plötzlich wurde es mir schwer, als ob ich Gewichte an den Beinen hätte. Ich gab meiner Nachbarin den Arm, da wurde diese auch bedrückt. Gleich darauf hielt ihr Sohn Gottfried, der voraus war, an, zog den Mantel aus und sagte: es sei ihm zum Ersticken. In ihrer Not sangen sie ‚Gott ist mein Heil' und ‚Ich suche eine bessere Heimat, als hier' mehrmals hintereinander, da ihnen nichts anderes einfiel und bis sie glaubten, es wäre genug. Aber weiter oben am Berg wurden nochmals alle bedrückt. Ich kehrte mich um und hörte einen lauten Peitschenknall. Es wurde uns Angst und wir sangen wieder ‚Geistiges'. Erst oben am Berg fühlten wir uns plötzlich freier. Meine Schwägerin ging von dort aus nach Hause und bereitete sich Kaffee. Anderen Tags suchte ich sie auf und sah, daß sie auf beiden Seiten ein ganz geschwollenes Gesicht bekommen hatte."

„Der hätte es können böse gehen, wenn sie nicht durch das Beten bis nachts 12 Uhr gerettet worden wäre. Aber solche Leute müssen besseren Glaubens sein. Wenn sie das Gebet nicht hätten, würden sie die Bösen töten. Die zum Beten veranlagt sind, müssen es auch mehr tun, als die anderen, um einen Panzer zu haben. Die geschwollenen Backen taten ihr nicht weh und nach 3 Tagen waren sie verschwunden."

Einmal, als sie betete in der Nacht, erschien ihr ein Mann. Da bat sie Gott, er möchte ihn erlösen und befreien. Aber statt dessen kamen immer mehr Männer, so daß alles zitterte und rumpelte, als ob man mit Ketten durch das Haus führe. Sie stand auf, stellte sich vor das Sofa und betete, aber es kamen nur immer mehr Leute. Sie weckte die Kinder und den Mann, die niederknien und auch beten mußten. Es war furchtbar in jener Nacht. Es krachte, als ob ein großes Feuer im Ofen brennen würde. Sie beteten nicht mehr zu Gott, er solle die Bösen erlösen, sondern er solle sie an den Ort weisen, wo sie hingehören. Nach einer Stunde Gebet erschien ein Stern an der Decke und sie bekamen Ruhe. Das alles könne die Familie bezeugen.

Einmal träumte ihr: Sie ging durch ein dunkles Tor und kam zu einem zweiten Tor, das führte in einen schwarzen Gang. Sie kam zu einem dritten Tor; das war geschlossen. Da betete sie und das Tor ging auf. So kam sie weiter bis zu einem letzten Tor, das in Kristallhelle strahlte. Da fiel sie nieder und betete wieder. Ein Herr in Livree kam, tat ihr auf und wies ihr einen leeren Platz. Ohne ein Wort zu sagen, stellte er Weinsuppe und Brot auf den Tisch. Später kam ein anderer Herr, hob die Hand auf sie und blickte sie an. Wie sie aufschaute, erkannte sie Jesus. Da wachte sie auf und betete glücklich.

Auch im Wachzustand hat sie Visionen: Einmal sah sie zwei Engel, von denen jeder ein Schwert trug. Öfters sah sie Kinder über dem Boden schweben, die hatten keine Füße. Nachher verschwanden sie, indem sie wie eine Rauchwolke vergingen, oder in einer Ecke gingen und versanken. Nie ging eines zur Türe herein oder heraus. Frau St. hat sich oft gefragt, ob die Geister sprechen könnten oder nicht. Einmal erschien ihre Mutter und sprach: Siehst du nun, daß wir sprechen können; ich will sehen wie es dir und deinem Manne geht. Als sie die Mutter bat, zu bleiben, sagte diese: Sieh es ist 12 Uhr. Da wurde die Uhr ganz groß und nachher war die Mutter verschwunden. Sie freute sich, daß die Geister sprechen konnten und las in der Bibel; da steht geschrieben: „Und der Geist Gottes sprach . . ."

Am 27. Januar 1916 suchte ich Frau Sch. auf. Sie wohnte in R., in der ersten Etage eines einfachen Wohnhauses. Eine magere Frau, der sich Strapazen und Not ins Gesicht geprägt hatten, war sie gerade im Begriff, ihren Ofen einzuheizen. Sie hat einen leidenden Ausdruck im Gesicht, sprach mit eintöniger Stimme und gab bereitwillig Auskunft. Ihre Tochter Marie blieb, nachdem die Krankheit in der Neujahrsnacht 1913 ausgebrochen war, 8 Monate in der Irrenanstalt. Nachher kam sie für 10 Wochen nach Hause und 10 Wochen nach Deutschland, wo dann die Krankheit aufs neue ausbrach. Man brachte sie wiederum in die Anstalt, diesmal für ein Jahr. Ende 1914 kehrte sie nach Hause zurück. Sie war immer still und in sich gekehrt, hat aber gearbeitet.

Letzten Sommer war es besonders gut, so daß man ihr oft längere Zeit nichts von ihrer Krankheit anmerkte. Sie half zu Hause bei den Hausgeschäften und verrichtete Handarbeiten. In die Fabrik wollte sie nicht mehr; es fehlte ihr an Zutrauen. Zuweilen wäre sie aber doch gerne von zu Hause fortgegangen. Gegen den Winter hin gab es Tage, wo sie nicht ganz in Ordnung war, und ein stumpfes, abweisendes Wesen zeigte. Oft war es, als ob das Wetter von Einfluß wäre. Seit 14 Tagen hat sie eine Stelle im Kurhaus N. angetreten und muß dort plätten und Kinder besorgen. Bis jetzt sei man mit ihr zufrieden.

Frau Sch. hat im ganzen 8 Kinder. Davon sind noch zwei erwachsene Mädchen, die in die Fabrik gehen und ein kleiner Knabe im Hause. Die anderen leben auswärts; zwei sind verheiratet. Ihr Mann starb vor einem Jahr. Nach seinem Tode wohnte die Familie noch 3 Monate in T. im gleichen Hause, wie Frau St. Nachher sind sie hierher gezogen. Der Tod des Mannes hat der Frau sehr zugesetzt; sie war lange magen- und nervenleidend.

Auf die Frage, wieso ihr Mann seinerzeit auf die Idee gekommen, daß seine Tochter durch Verhexung der Frau St. krank geworden sei, antwortet sie: Andere Leute hätten es dem Mann beigebracht, doch könne sie mir keinen Namen nennen. Es seien Leute, mit denen der Mann in der Fabrik zusammenkam, die er wahrscheinlich selber nicht einmal genauer kannte. Aber das sei ja alles dummes Zeug, sie selber glaube schon lange nicht mehr daran. Ich frage sie, wieso denn diese Idee überhaupt entstehen konnte. Sie sagt, das Mädchen habe, schon bevor die Krankheit ausgebrochen, zu jedermann behauptet, die Frau St. plage und verfolge sie. Das haben dann die Leute ihrem Mann erzählt und er wußte es selber auch von der Tochter, die in der Neujahrsnacht behauptet hatte, sie sehe die Frau, die sie verfolge. Schließlich haben ihm die Leute diese Verzauberung dermaßen eingeredet, daß er steif und fest daran glaubte. Die Frau Sch. selber hat sich lange dagegen gewehrt. Es ist ihr unwahrscheinlich vorgekommen, daß es so etwas gebe, und man dürfe die Aussagen einer Kranken nicht für bare Münze halten. Der Mann bestand dermaßen darauf, daß sie aber schließlich wie ihre Töchter daran glauben mußten. Man hat dem Mann dann auch angeraten, das Wasser der Tochter ins Kapuzinerkloster nach R. zu schicken. Aber von dort bekam man keine bestimmte Antwort. Auch die Frau St. habe ihnen im Grund keinen Anlaß gegeben, so etwas von ihr zu denken. Sie hätten nie miteinander Streit gehabt, und Frau St. habe ihnen nie etwas zuleide getan. Ob das mit anderen Leuten geschehen, wisse sie nicht. Aber der Frau Sch. war es gar nicht recht, daß dieses Gerücht umging. Sie konnte aber nicht dagegen aufkommen, denn die Leute hingen an dem Geschwätz, als ob sie die größte Freude daran hätten.

Ihre Tochter hätte schon früher an Verfolgungsideen gelitten. So behauptete sie, von den Fabrikarbeiterinnen geplagt zu werden. So wären sie schon längst bereit gewesen, jenes Gerücht von der Zauberei zu vergessen, wenn nicht ihr Mann so zäh daran gehalten hätte. Erst als die Tochter dann in Deutschland zum zweiten Male erkrankte, woran die Frau St. ja keinen Anteil haben konnte, gab er die Idee auf.

Schon im Sommer, vor jener Neujahrsnacht Anno 1912 sei ihr die Tochter aufgefallen durch ihr furchtsames, zurückhaltendes Wesen und ihre melancholischen Ideen. Daneben aber sei sie ganz gesund gewesen. Etwa Mitte November desselben Jahres behauptete die Tochter eines schönen Morgens, sie könne nicht mehr arbeiten, man habe sie aus der Fabrik gejagt; es sei ihr so sonderbar im Kopfe und komme ihr alles durcheinander. Man ließ sie damals im Bett und wollte in der Fabrik nachfragen. Das duldete sie aber nicht, sondern stand auf, sagte, es sei an allem kein wahres Wort und wollte wieder zur Arbeit gehen. Nachher kam alles wieder in Ordnung, bis dann in der Neujahrsnacht die Krankheit ausbrach.

Der Fall hat zwar prinzipiell nichts Neues, doch ist es interessant, das Milieu zu verfolgen, in dem eine solche Massenpsychose entstehen kann. Die abergläubische und leicht debile Frau St., deren unklare mystische Ideen sich in dem Verlangen einer Hypnoseheirat deutlich zeigen, wohnt zufällig in einem Hause, in dem ein junges Mädchen an Katatonie erkrankt. Die Verfolgungsideen der Schizophrenen

werden von der besorgten und erschreckten Familie kombiniert mit dem mystischen Aberglauben der harmlosen Nachbarin St., die zuerst vom Vater, schließlich aber auch von den Schwestern und der Mutter der Kranken für eine Hexe und für die Urheberin der Psychose durch den „bösen Blick" erklärt wird. Hätte nicht die Remission der Katatonie und der Rückfall in einer ganz anderen Gegend der Wahnidee von der Hexerei entgegengewirkt und wäre der ganze Vorgang nicht in einem aufgeklärten und verkehrsreichen Industrieort, sondern in irgendeinem einsamen Bergdörflein vorgefallen, so hätte hieraus eine größeren Umfang nehmende, psychische Epidemie von Wahnideen mit Hexenverfolgung entstehen mögen, die auch sehr unangenehme praktische Folgen hätte nach sich ziehen können. Der Vater der Katatonika, der im übrigen einen völlig gesunden Eindruck machte und sich an seiner Arbeitsstelle zuerst die Wahnideen einpflanzen ließ, sprach ja schon davon, man sollte eine solche Hexe steinigen; der verschrienen Frau St. wich bereits alles aus, und sie trug sich ernsthaft mit Selbstmordideen wegen der Verfolgung.

Der Vorfall zeigt, wie nahe solche abergläubischen Wahnideen auch heute noch unserem Volksbewußtsein liegen; gibt es doch z. B. ländliche Gegenden in Mitteleuropa, wo man beim Ausbruch einer geistigen Erkrankung zuerst alle möglichen Exorzismen in dem Haus des Betreffenden versucht, und erst, wenn diese erfolglos bleiben, den Arzt ruft und an die Anstalt denkt.

In der Literatur der letzten 20 Jahre haben wir 50 Fälle von psychischen Infektionen, respektive induziertem Irresein beschrieben gefunden. Von diesen spielen sich 37 (74%) im Verwandtenkreise, 8 (16%) im Freundeskreise gleichen oder verschiedenen Geschlechts, ab, 2 Fälle (4%) beruhen rein auf autoritativen Beziehungen und 3 Fälle (6%) handeln von kleinen Epidemien. Von den 37 Fällen unter Verwandten sind 27, d. h. mehr als $^2/_3$, Blutsverwandte, 9 Fälle zwischen Ehegatten, wobei 6 mal der Mann die aktive Person war und 1 Fall zwischen Tante und Nichte. Von obigen 50 Fällen ist eine erbliche Belastung der infizierten Person 16 mal, d. h. $^1/_3$ der Beobachtungen betont, natürlich meistens bei den im Verwandtenkreise vorgekommenen Infektionen. Nach Trennung von der Infektionsquelle gingen 29 Fälle in Heilung über, 7 blieben bestehen und 14 korrigierten nur unvollständig. Die nicht korrigierten Fälle betreffen alle Übertragung von Wahnideen. Was den Inhalt der Infektion anbetrifft, so waren es vom symptomatologischen Standpunkte aus in 14 Fällen rein körperliche Symptome, meist motorischer Natur, in den 36 übrigen Wahnideen paranoider Natur, darunter 14 mal Verfolgungswahn, 7 mal religiöser Wahnsinn, 4 mal ausgesprochener Querulantenwahn, 2 mal Größenwahn mit Erbschaftsträumen, 2 mal melancholischer Wahnsinn mit Versündigungsideen und Selbstmord.

Die von uns beobachteten Fälle zeigen demnach ungefähr dieselben Verhältnisse, wie die in der Literatur vorgefundenen. Fall II, III, V und VI spielen im Verwandtenkreise, einer davon allerdings nur unter Kusinen und ohne direkte Blutsverwandtschaft. Die anderen beiden Fälle betreffen kleinere Epidemien, die sich nicht an den Familienkreis halten. In $^1/_3$ der Fälle werden nur körperliche Symptome übertragen, in den beiden übrigen Dritteln religiöse oder Verfolgungswahnideen. Keine Korrektur trat bei fünf Infizierten auf, d. h. in $^1/_{10}$ der Betroffenen. Einmal wurde nur teilweise korrigiert.

## Zusammenfassung der von uns beobachteten Fälle:

Zeichenerklärung: ○ ohne Disposition; ◕ leichte Disposition; ● schwere Disposition; A.-U. = Arbeitsunfähigkeit.

I. Angstepidemie einer Festungswache nach Selbstmord eines Soldaten.

Begünstigend: Einsamkeit.

| | Disposition: | Symptome: | Heilung: |
|---|---|---|---|
| 1. Wachtmeister A. . . ○ | körperliche | Halluzinationen | nach 2 Monaten |
| 2. Wache 1 . . . . . ○ | | Visionen u. Gehörshalluzinationen von feindlichen Truppen | |
| 3. ○ | | | |
| 4. Wache 2 und 3 . . . ○ | | | |
| 5. Rechnungsunteroffiz. ◕ | Trinker | übernehmen die Wahnideen | nach 1 Tag |
| 6. Fähnrich . . . . . ○ | | | |
| 7.—18. Besatzung . . . . ○ | | | |

II. Induziertes Irresein durch Paranoiaübertragung von Tochter auf Vater.

Begünstigend: Abgelegenheit, inniges Zusammenleben.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 19. Marta M. . . . . ● | | schwere Hysterika | keine Korrektur |
| 20. Hermann M. . . . . ◕ | | senile Demenz | teilweise Heilung. |
| 21. Drittperson . . . . . ○ | | schreibt einen Beschwerdebrief | |

III. Epidemie von religiösem Wahnsinn mit darausfolgender Blutschande.

Begünstigend: Abgelegenheit, Sekte der Wiedertäufer.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 22. Berta M. . . . . ● | leichte Dem. praecox | Halluz., Visionen, katalept. Starre | keine Heilung |
| 23. Lina M. . . . . ○ | | leben in Blutschande aus religiösem Wahnsinn | keine Heilung |
| 24. Jakob M. . . . . ○ | | | Nach 2 Jahren |
| 25. Vater M. . . . . ○ | | Ein Kalb wird als verhext totgeschlagen u. verbrannt | Nach $^1/_2$ Jahr |
| 26.—27. 2 Brüder . . . . ○ | | | Nach 8 Tagen |
| 28.—30. 3 Schwestern . . ○ | | | Nach 8 Tagen |
| 31. Magd . . . . . ○ | | | Nach 8 Tagen |

IV. Epidemie von Zuckungsanfällen in einer Plätterei.

Begünstigend: Abgeschlossene Masse.

| | Disposition: | Symptome: | A.-U. | Totale Heilg.: |
|---|---|---|---|---|
| 31. Frau W. . . . ◕ | Hysterica | Schwere Neurose | 2 Monate | Nach $^1/_2$ Jahr |
| 33. Josephine T. . ● | Imbezille | Schwere Zitteranfälle | 1 Jahr in verschiedenen Etappen | Keine Heilung |
| 34. Sophie A. . . ○ | | Neurose mit Zitteranfällen | 4 Wochen | Nach 1 Monat |
| 35. Frau F. . . . ○ | | Wiederholte Zitteranfälle, Angst, Bangigkeit, Schlaflosigkeit | 4 Tage | |
| 36. Rosa K. . . . ○ | | | 2 Tage | Nach 8 Tagen |
| 37. Johanna K. . ○ | | | 3 Tage | Nach 1 Monat |
| 38. Leopoldine . . ◕ | J. Hysterica | Nervosität u. Schlaflosigkeit | — | |
| 39. Anna D. . . . ● | Epileptica | Angst u. Bangegefühl | — | |
| 40. Berta B. . . . ● | Tbc. cerebr. m. epileptif. Anfällen | Zitteranfälle | bald nachher | †an Tbc. pulm.? |
| Terzi G. . . . ○ | wird als Schwester der Urheberin nicht infiziert. | | | |
| Marie P. . . . ● | wird als latente Schizophrene nicht infiziert. | | | |

V. Zuckungsanfälle mit Ohnmachten werden übertragen.

Begünstigend: Milieu als einer Granatenfabrik und Kriegszeit, wo häufig solche Anfälle vorkommen

| | | Symptome: | A.-U. | Totale Heilg.: |
|---|---|---|---|---|
| 41. Berta M. . . . ○ | 14jährig | | retrograde | Nach 2 Monaten |
| 42. Katharine H. . ○ | 15jährig | | Amnesie | Nach 2 Tagen |
| 43. Elise M. . . . ◒ | nervös 14jährig | infiziert von Berta M. | | Nach 2 Tagen |
| 44. Else B. . . . . ◒ | nervös 22jährig | bekommt Anfälle nach leichter Verletzung | retrograde | Nach 2 Tagen |
| 45. Helene B.. . . ○ | 14jährig | übernimmt obigen Anfall | Amnesie | Nach 2 Tagen. |

VI. Der plötzliche Ausbruch einer Schizophrenie in einer Familie erweckt bei dieser den Glauben, daß eine Verhexung vorliege, womit eine Nachbarin beschuldigt wird.

| | Disposition: | Symptome: | Heilung: |
|---|---|---|---|
| 46. Frau St. . . . . ◒ | Debilität | wird beschuldigt | |
| 47. Rosa Sch. . . . . ● | Dementia praecox | hält sich von Frau St. verfolgt | keine |
| 48. Vater Sch. . . . . ○ | | übernimmt Ideen der Tochter und hält sie von Frau St. verhext | Nach 6 Monaten |
| 49. Mutter Sch.. . . . . ○ | | übernehmen Ideen des Vater | Nach 6 Monaten |
| 50—51. 2 Schwestern . ○ | | | Nach 6 Monaten. |

Diese statistischen Angaben betreffen natürlich nur die beschriebenen Fälle und sind viel zu wenig zahlreich, um einen absoluten Wert für die Art des Auftretens und den Verlauf der psychischen Infektionen überhaupt zu haben. Wir glauben z. B., daß die Übertragung von körperlichen Symptomen überhaupt viel häufiger vorkommt, so daß sie sogar die Übertragung von rein psychischen Symptomen übertrifft, nur sind sie nicht so oft beschrieben worden. Dieser Meinung entspricht Beobachtung Finkelsteins (25), daß die Übernahme zuerst auf motorischem die Gebiet (Gesten usw.) stattfinde und erst nachher auch auf das intellektuelle (Wahnideen) übergehe. Die körperlichen Symptome bleiben nur äußerst selten bestehen (Josephine T., Fall 4), meistens verschwinden sie sofort nach der Isolierung. Das mag auch mit ein Grund sein, weshalb sie so wenig beschrieben wurden.

Wenn wir sowohl die Literatur, als auch unsere Fälle nach den Bedingungen, die die Übertragung erst ermöglichen, durchgehen, so spielen neben der vererbten Disposition, Emotion, Suggestion, Imitation und Einfluß des Milieus die Hauptrolle.

Als Emotion bezeichne ich die Masse der Affekte, die in einer gleichartig erregten Menge von Menschen sich ansammeln. Durch ihre Intensität und ihr plötzliches Auftreten reißt sie nicht nur zu Alterationen disponierte, schwache Menschen, sondern auch Gesunde mit sich fort. Erst nach längerem Bestehen oder bei Wiederholung erwirbt der Gesunde eine gewisse Immunität. Kinder und nervös Disponierte sind aber diesen Gefahren viel eher ausgesetzt, ohne daß weitgehende persönliche Konflikte mitwirken müssen. Einen schönen Beweis dafür liefern unsere Fälle 4 und 5, wo ja das libidogene Moment direkt gering ist. Die Fälle werden in direktester Form bestätigt durch die Erfahrungen, die im jetzigen Kriege ge-

macht wurden. Auch bei nicht disponierten Soldaten traten unter entsprechendem Affektdruck, besonders durch Massensuggestion und Selbsterhaltungstrieb, die ausgeprägtesten körperlich hysterischen Zustände auf. Wie die Emotion bei einer rasch entstehenden Massenepidemie, wirkt der Affekt bei der langsam vor sich gehenden psychischen Einzelinfektion. Bleuler (6) sagt, eine Idee sei um so ansteckender, je größer ihr Gefühlswert sei. Deshalb spielen Glaube, Sexualität, Geld und Macht bei den psychischen Infektionen eine so große Rolle. Kraepelin (42) und Riebeth (62) sind der Ansicht, daß der Affekt die Suggestibilität derart erhöhen könne, daß Sinneswahrnehmungen gefälscht werden. Finkelstein (25) sagt, daß auch bei der einzelnen Wahnidee die emotive Seite derselben viel mehr übertragen werde als der intellektuelle Inhalt Meyer 1915 (50) bestreitet das. An den Erdbebenkatastrophen zu Messina und der Grubenverschüttung von Courrières hat Stierlin (78) wertvolle Beobachtungen gemacht, die die Angabe Bonhoeffers bestätigten, daß durch Schreckemotion auch bei nicht hysterischer Veranlagung vasomotorische und neurotische Komplexe hervorgerufen werden können.

Das eigentliche Mittel, mit dem die psychische Infektion arbeitet, ist die Suggestion. Dieser Einfluß ist von den Autoren zugunsten der vererbten Disposition häufig unterschätzt worden. Ein gesunder Mensch könne jedem Einfluß eines Geisteskranken widerstehen. Andererseits sprechen gelegentlich Anhaltspunkte dafür, daß in gewissen Milieus Leute, welche einer Massensuggestion, die ja oft nicht viel klüger ist als die Wahnidee eines Kranken, dauernd widerstehen, geradezu eine krankhaft herabgesetzte Suggestibilität im Sinne einer schizophrenen Disposition aufweisen, wie dies auch im Fall 4 mit Marie P. zutrifft. Die Suggestion spielt ja im täglichen Leben eine enorme Rolle. Ich will hier nur an die Erziehung, die Schule, die Politik und Presse erinnern. Wie sie in raschem Lauf eine Massenepidemie bewirkt, so leitet sie durch langsam ständigen Einfluß die soziale Biologie der Völker. Unter unseren Beobachtungen zeigen ihre Wirkung deutlich der erste und vierte Fall. Hier wirkt die Suggestion des militärischen Vorgesetzten, dort eine Äußerung des Arztes. Daneben spielt die Autorität eine wichtige Rolle, wie dies auch Strauch (84) für den Einfluß Erwachsener auf Kinder betont. Boas (8) möchte zur gerichtlichen Beurteilung der Fälle eine Differentialdiagnose stellen zwischen Überredung durch Suggestion und Überredung durch Induktion. Da die Induktion durch Suggestion bewirkt wird, halten wir diese Trennung für unmöglich. Es ist wohl besser, für die Strafbarkeit der Fälle die Intensität der Suggestion, welche sich ja bis zur Hypnose steigern kann[1]), und die dadurch bedingte Stärke der Willensstörung in Betracht zu ziehen.

Die Wirkung einer Suggestion ist um so stärker, je größer die Zahl der Individuen ist, auf die sie einwirkt, und die sich dann reziprok weiter beeinflussen. Es ist nach Bleuler (6) so, als ob die Suggestion ebensooft wiederholt würde. Auch Wundt (93) bemerkt, daß die gleichen Kräfte in und auf die Masse stärker wirken, als auf einzelne Individuen getrennt. Die Suggestion kann so die Kraft einer Hypnose bekommen; niemand kann ihr widerstehen. Der gesundeste Menschenverstand wird dadurch eventuell mitgerissen; die Kritik und Hemmung des einzelnen werden ausgeschaltet. Schon Riebeth (62) betont, daß die Massensuggestion die krankhafte Dis-

[1]) Vgl. Strasser (83).

position ersetzen kann. Unter ihrem Einfluß entstehen alle psychischen Epidemien. Von unseren Fällen demonstriert sie am besten der erste, wo mitten im Frieden eine ganze Fortbesatzung der Suggestion eines nächtlichen feindlichen Angriffs erlag, oder der vierte als rasch um sich greifende Epidemie von Zuckungsanfällen. In beiden Fällen stand bezeichnenderweise die erbliche Disposition im Hintergrund. Für die Wichtigkeit der suggestiv-affektiven Massenspannung ist es bezeichnend, daß nach den Mitteilungen, die bis jetzt aus den verschiedensten Ländern kommen, die Infektiosität von psychogenen Krankheitserscheinungen bei den kämpfenden Truppen sehr stark ist, dagegen in den Gefangenlagern sofort sinkt oder ganz aufhört. Die psychische Infizierbarkeit fällt mit dem Wegfall der Spannung fort. Die Massenerregung steigert die Affektwirkung. Sie ist von einer gewissen Labilität, die sie allen möglichen Einflüssen und Leidenschaften zugänglich macht. Dadurch, daß die Menge keine Verantwortlichkeit bedrückt, hat sie quasi kein Gewissen, so daß namentlich die niederen Begierden, wie Geldgier und sexuelle Lust rasch um sich greifen. Durch ihre Ziellosigkeit gelangt sie zu Resultaten, die die einzelnen niemals gewünscht hatten[1]) und die so oft zu Konflikten mit den Gerichten führen. Man kann auch bei diesen Kollektivverbrechen oft eine induzierende aktive und eine induzierte passive Partei unterscheiden. Die aktive gibt den Anstoß und die passive vollführt die Tat, was nach Sighele (74) für die gerichtliche Beurteilung von großer Wichtigkeit ist und oft übersehen wird. Häufig jedoch kommt es vor, daß die antisozialsten Massenhandlungen von irgendeinem moralischen Prinzip ausgehen, das auch weiterhin als Motto benützt wird, aber durch die Erregung praktisch ins Gegenteil ausartet. Zur Zeit der Französischen Revolution mordeten die Pariser Machthaber im Namen der Tugend[2]). Im übrigen wird den Einfluß der Massensuggestion in jetziger Zeit ein jeder von uns aus eigenster Erfahrung kennen.

Die Unterscheidung zwischen Imitation und Suggestion, die in der Literatur versucht wurde, läßt sich unseres Erachtens psychologisch nicht durchführen. Die Imitation ist ein Spezialfall, wobei suggestibeln Individuen relativ kleine Gefühlswerte genügen, um rein äußerliche Nachahmungen zustande zu bringen. Hierher gehört z. B. die Unterwerfung unserer Frauen unter die Mode. Im übrigen beobachtet man sie oft bei Kindern, die spontan und kritiklos alles nachahmen. Finkelstein (25) ist der Ansicht, daß beim induzierten Irresein stets zuerst der Nachahmungstrieb auf motorischem Gebiet wirkt und erst nachher die Suggestion auf intellektuellem Gebiete. Es kann aber bei einer psychischen Infektion die Imitation gegenüber anderen Erscheinungsformen die Hauptrolle spielen. Dies zeigt deutlich unser Fall V, wo bei jungen Arbeiterinnen Zuckungsanfälle mit Ohnmachten rein durch den Anblick und das häufige Vorkommen ausgelöst wurden.

Terrien (85) gibt sehr schöne Beispiele von Symptomübertragung rein körperlicher psychogener Krankheit. So bekam die Tochter eines Diabeteskranken Polydipsie und Polyurie, eine andere übernahm das Hinken einer an Coxitis leidenden Schwester, ein Mann wollte sogar nur noch auf allen vieren gehen, da eine Nachbarin mit spastischer Paraplegie es auch nicht besser konnte.

[1]) Vgl. Zolas Germinal.

[2]) Baron von Gleichen-Rußwurm: Der Kulturaberglaube. Forum-Verlag 1916.

Kroener (43) bestreitet jeden Einfluß des Nachahmungstriebes beim induzierten Irresein. Nach seinem Ermessen spielt die Heredität die Hauptrolle. Partenheimer (59) und Emminghaus (20) sind sogar der Ansicht, daß die vererbte Disposition die alleinige Ursache sei. Die sehr häufige Beobachtung von induziertem Irresein im Familienkreise führt wohl zu einer solchen Überschätzung. Wir haben nun zwei Lager, in denen die einen die vererbte Disposition zur Bedingung machen, die anderen dies vermeiden möchten, indem sie die Fälle psychischer Infektion unter Blutsverwandten kurzerhand ausschließen.

Wir halten es für unnötig, die eine oder die andere Forderung zu stellen, doch wollen wir damit nicht die wichtige Rolle der vererbten Disposition bestreiten. Dafür sind uns sowohl die Fälle der Literatur als unsere eigenen Beobachtungen, worin mehr als die Hälfte der Fälle Blutsverwandte sind, ein deutlicher Beweis. Die Beobachtungen auf den Kriegsschauplätzen, daß der größte Teil der psychisch-hysterisch Erkrankten von Haus aus nervös disponiert ist, stimmt damit überein. Auch Kraepelin (42) schätzt den Einfluß der Blutsverwandtschaft höher, als den der Lebensgemeinschaft. Trotzdem haben wir nicht so seltene Fälle, wo letztere die Hauptrolle spielt. Ich denke hier an die psychischen Infektionen unter Ehegatten. Leute, wie z. B. das Ehepaar unseres Falles VI, waren möglicherweise schon vor der Ehe etwas sonderbar; das hat sie vielleicht zusammengeführt, und nun vollbrachte die Lebensgemeinschaft, das Zusammenwirken die psychische Gleichgewichtsstörung oder die Psychose, die beim einzelnen sonst, wenn überhaupt, so doch nicht in dieser Intensität ausgebrochen wäre.

Auch unter Verwandten besteht im allgemeinen eine stärkere Gefühlsbeziehung füreinander, als zu anderen Leuten. Die gegenseitige Beeinflußbarkeit steigert sich durch das innige Zusammenleben. Eine gewisse gleichgerichtete Seelenspannung erhöht die Suggestibilität. Mme. de Savigny schrieb in übereinstimmendem Mitgefühle an ihre kranke Tochter: „J'ai mal à votre poitrine"[1]). Wenn nun gar eine Geisteskrankheit in einem Hause ausbricht, wie in unserem letzten Fall, warum sollen die Eltern die Tochter nicht, so lange es irgend geht, für gesund halten und bei einer plötzlichen Exazerbation eher an eine Verhexung als an eine Zunahme der Krankheit denken? In unseren sämtlichen Fällen hat das Milieu bei der psychischen Infektion stark mitgeholfen, religiöse Sekten, abgelegene Gegenden oder Fabriksäle. Gerade wie die Abgelegenheit eine Epidemie, so begünstigt die Abgeschlossenheit eine isolierte Induktion. Die Leute können sich ungehindert in ihre Wahnideen einleben, da die korrigierende Macht der Gesellschaft fehlt[2]). Sind eine Reihe gleichgesinnter Individuen nach außen isoliert, so wirken ihre Affekte immer wieder auf sie selbst zurück und es entsteht bei dieser Vereinsamung einer kleinen Gruppe dieselbe Wirkung, wie bei der gleichartigen Erregung einer größeren Masse.

Da das weibliche Geschlecht weit mehr suggestibel ist als das männliche und auch emotionellen Einflüssen schneller unterliegt, stellt es das Hauptkontingent der psychisch Induzierten. Frauen folgen mehr ihrem Instinkte als dem Verstande, und ihr daraus resultierendes starkes Gefühlsleben macht sie für mystische Schwärmerei und andere affektive Einflüsse empfänglicher. Daher werden die bekannten

[1]) Zitiert bei Stelzner.

[2]) Vgl. Fall II.

Zitterepidemien meist in Mädchenschulen beobachtet[1]): Fälle von Übertragung hysterischer Symptome bei Männern, in der Art des von Campioni (14) beschriebenen, sind, wie auch dort bemerkt wird, äußerst selten, wenigstens in unseren Gegenden bei normalen Zeiten. In der Literatur fanden wir mehr als doppelt so viel Induzierte weiblichen als männlichen Geschlechtes. Als Induzierende waren beide Geschlechter gleich oft vertreten.

Das Alter ist von geringerem Einfluß als das Geschlecht. Man kann höchstens bei Kindern und Greisen von einer gewissen Disposition zur Übernahme krankhafter Ideen sprechen. Solche Erscheinungen sind wohl Lehrern besser bekannt als den Ärzten da sie sich meist rasch verlieren, wenn sofort die richtigen Gegensuggestionen gegeben werden[2]). Beim Greisenalter spielt wohl die beginnende senile Demenz eine begünstigende Rolle.

Oft fällt bei den psychisch Infizierten, namentlich der Massenepidemien die tiefe Bildungsstufe auf. Die einfachen Leute des Volkes sind leichtgläubig. Ihre geringe Bildung schließt auch eine schärfere Kritik aus. Je ungebildeter eine Menschenmenge, desto suggestibler ist sie und desto mehr läßt sie sich hinreißen. Ich möchte hier nur an die fanatisch ausgelassenen camp-meetings der Neger in den amerikanischen Südstaaten erinnern, die Strauch (84) beschrieben hat.

Psychische Störungen, die zu einer Dissoziation zwischen Gefühlsleben und logisch gerichtetem Denken führen, bedingen naturgemäß eine höhere Disposition zur seelischen Ansteckung [z. B. Hysterie und die Oligophrenien[3])]. Öfters noch ist die aktive Person geisteskrank [z. B. schwere Hysterie, Dementia praecox, Melancholie, aber auch Delirien nach Typhus[4]) und Influenza[5]) haben psychische Infektionen hervorgerufen].

* * *

## Zusammenfassung.

Wir glauben durch die von uns gesammelten Fälle Material dazu geliefert zu haben, daß durch rein seelische Ansteckung Zustände hervorgerufen werden, die zum mindesten praktisch, häufig aber auch wirklich Gesunde arbeitsunfähig, unmöglich in der Gesellschaft, unzurechnungsfähig und unter Umständen gefährlich für die Umgebung machen können. Eine scharfe Trennung zwischen psychischer Infektion im Sinne mancher Autoren und induziertem Irresein erscheint uns nicht möglich, da es sich hierbei nur um graduelle Unterschiede handelt. Es besteht ein allmählicher Übergang zwischen der starken Suggestion, der psychischen Infektion einzelner Symptome und der eigentlichen Krankheit des induzierten Irreseins. Es entspricht diese Erfahrung durchaus der Auffassung, die Kraepelin vertritt.

Es sollte prophylaktisch mehr zur Verhütung psychischer Epidemien getan werden. Bei den ersten Anzeichen eines Ausbruches (z. B. in

[1]) Vgl. Fälle und Literatur bei Aemmer (1) und Strauch (84).
[2]) Genaueres vgl. bei Aemmer (1), Schoedel (70) und Strauch (84).
[3]) Vgl. Fall II, IV, VI.
[4]) Vgl. Gonzales (31).
[5]) Vgl. Boumann (13) und Sartorius (68).

einem Fabrikbetrieb) sollte die Infektionsquelle auf schnelle Weise entfernt und behandelt, bei den Gesunden sollten sofort die nötigen Gegensuggestionen gegeben werden. Eine allzu abrupte Entlassung des primär erkrankten Individuums ist häufig nicht nur inhuman, sondern wirkt auch auf die gefährdeten Gesunden als schädliches Trauma ein. — Die Krankenkassen z. B. sollten sich Mühe geben, einen solchen Patienten ja nicht als Simulanten zu behandeln, sondern ihn eher einem geeigneten Arzte anzuvertrauen und ihm später eine gleich gute Stelle an einem anderen Arbeitsort zu verschaffen. Ärzte und auch Laien in leitender Stellung (z. B. Fabrikdirektoren, Offiziere, Lehrer, Richter) sollten weit besser über die Wichtigkeit und die Tragweite der Suggestion orientiert sein, als das heute häufig der Fall ist. Auch in politischer Beziehung zeigen gerade die gegenwärtigen Verhältnisse, wie wichtig es für unsere Kultur wäre, Massensuggestionen nicht kritiklos wirken zu lassen. Es dürfte von großem Nutzen sein, wenn in reiferem Alter und von geeigneter Seite (z. B. in der staatsbürgerlichen Ausbildung) der heranwachsenden Jugend vermehrte Kenntnisse über das Wesen und die Bedeutung der einfacheren Erscheinungen der Massenpsychologie und besonders -suggestion an einfachen Beispielen vermittelt würden.

* * *

Zum Schluß erfülle ich die angenehme Pflicht, meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Hans W. Maier, für die gütige Überweisung des Themas und Unterstützung bei der Ausarbeitung desselben meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

## Literaturverzeichnis.


1. Aemmer, F., Eine Schulepidemie von Tremor hystericus. Inaug.-Diss. Basel 1893.
2. Ast, F., Beitrag zur Kenntnis des induzierten Irreseins. Allgem. Zeitschr. f. Psych. *63*, 41, 1906.
3. Babinski, J.,und Dagnan Bouveret, Emotion et hystérie, Journ. de Psychologie normale et patologique *9*, Nr. 2, S. 97, 1912.
4. Bauch, Zur Gleichförmigkeit der Willenshandlungen. Fortschritte der Psychologie *2*, Heft 4, S. 246, 1914.
5. Bleuler, E., Dementia praecox oder die Gruppe der Schizophrenien. 1916.
6. — Affektivität, Suggestibilität, Paranoia 1906.
7. — Bewußtsein und Assoziation aus Diagnost. Assoz. Studien von Jung. 1906.
8. Boas, Die Rolle der Induktion in der forensischen Psychiatrie. Arch. f. Kriminalanthropologie *39*, 72, 1910.
9. Bonhöffer, K., Wie weit kommen psychogene Krankheitszustände und Krankheitsprozesse vor, die nicht der Hysterie zuzurechnen sind? Allgem. Zeitschr. f. Psych-68, 371, 1911.
10. Borchers, H., Ein Beitrag zur Lehre des induzierten Irreseins. Inaug.-Diss. Kiel 1910.
11. Boyd, W., A contribution of the study of Folie à deux, with Report of cases. Medical Record *82*, Nr. 2, 59, 1912.
12. Bouman, Un cas important d'infection psychique. 5. Congrès internat. d'Anthrop. crim. à Amsterdam. Rapport S. 107, 1901.
13. Boumann, Psychische infectie. Psychiatr. en neurol. Bladen *5*, 378, Sept. 1898.
14. Campioni, Zur Kenntnis des induz. Irreseins. Klinischer Beitrag. Note e riviste di psychiatr. 33, 140, 1913.
15. Cantor, E., Ergebnisse von Assoziationsversuchen mittels bloßem Zuruf. Monatsschr. f. Psych. *29*, Heft 4, S. 335, 1911.
16. Carrier, G., Contribution à l'étude des folies à contagion. Arch. de Neurol. *15*, 129, 1903.
17. Daneo, L., Über die Psychopathologie der Emotionen während des Krieges. Rassegna di studii psichiatrici 3—15, 1913.
18. Diller, Th., Differenzial-Diagnosis between Epilepsy and Hysteria and their mutual relationsship. internat. clinic *4*, 177, 1910.
19. Eastman, F. and Rosanoff, Assoziation of Fable Minded and Delinquent Children. Amer. Journ. of Insanity *69*, Nr. 1 July, S. 125, 1912.
20. Emminghaus, Allg. Psychopathologie zur Einführung in das Studium der Geistesstörung. Leipzig 1878.
21. Ermakow, J., L'épilepsie hystérique. Arch. internat. de neurol. *1*, 87, 1913.
22. Etchepare, D., Folie familiale, délire d'interprétation antilogique. Annal. médico psychol. 9 S., T. XI, Nr. 1, S. 5.
23. Euphrat, Über das Zwillingsirresein. Allgem. Zeitschr. f. Psych. *24*, 1888.
24. Feige, J. J., Zeitschrift f. Medizinalbeamte Nr. 24, S. 852, 1903.
25. Finkelstein, 2 Fälle von sogenannter folie par transformation. Jahrb. f. Psychol. u. Neurol. *16*, 390, 1897.
26. Forel, A., Der Hypnotismus 6. Aufl., Euke 1911.
27. Freud, S., Zur Psychopathologie des Alltagslebens 1912.
28. Gadelius, B. Frooch, of vestro i Gangna tider. Forra delen. Stockholm Verl. Hugo Geber 1912.

29. Gamble, E. and Guibord, A., The selection of Stimulus words for Experiments in Change Word Reaction Werborough State, Hosp. Papers Ser. 1, S. 91, 1912.
30. Geisler, O., Hysterische Psychosen im Kindesalter. Inaug.-Diss. Tübingen 1898.
31. Conzales, P., Contributo allo studio della pazzia indotta. Riv. sper. Frenitat. *26*, 1, 1900.
32. Guiard, Clérambault de, Contribution à l'étude de la folie communiquée et simultanée. Arch. de neurol. *14*, 289 und 407, 1902.
33. Hansemann, v., Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahren für Gesundheit und Leben. Natur- und Geisteswelt *83*.
34. Hecker, J. F. C., Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters. Enslin Berlin 1864.
35. — Die Tanzwut. Enslin Berlin 1832.
36. Hoffmann, Ein Fall von induz. Irresein. Allgem. Zeitschr. f. Psych. *59*, 569, 1902.
37. Horstmann, Fanatismus — Aberglaube — Wahnvorstellung. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. *2*, 72, 1910.
38. Jeß, E., Ein Beitrag zur Lehre vom induz. Irresein. Inaug.-Diss. Kiel.
39. Jörger, J., Das induzierte Irresein. Inaug.-Diss. Basel 1888.
40. Jung, C., Diagnostische Assoziationsstudien *1*, 1906, *2*, 1915.
41. Kölpin, O., Beitrag zur Kenntnis der induzierten Psychosen. Archiv f. Psych. *35*, 457, 1902.
42. Kraepelin, E., Lehrbuch der Psychiatrie. 8. Aufl. *1*, 138, 1909; *4*, 1398 und 1428, 1915.
43. Kröner, Die Folie à deux. Allgem. Zeitschr. f. Psych. *46*, 1890.
44. Lehmann, Zur Kasuistik des induzierten Irreseins (folie à deux). Archiv f. Psych. *14*, 1883.
45. Leibowitz, S., Zur Frage vom induz. Irresein. Archiv f. Psych. *47*, Nr. 1, S. 1163, 1910.
46. Lord John, Communicated Insantity (folie à deux) folie simultanée) Occuring in Mother and Daugther. Journ. of Neur. Sc. *50*, 297, 1904.
47. Maier, H., Beitrag zur Lehre vom induz. Irresein. Inaug.-Diss. Tübingen 1909.
48. Maier, H. W., Über katathyme Wahnbildung von Paranoia. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. *13*, 1912.
49. Meyer, E., Beitrag zur Kenntnis des induzierten Irreseins und des Querulantenwahns. Archiv f. Psych. *34*, 1901.
50. — Über psychische Infektionen (induziertes Irresein). Berliner klin. Wochenschr. Nr. 22, S. 619, 1905.
51. Meyer-Neustadt, M., M. B. Eddy und die christliche Wissenschaft. Leipzig 1914.
52. Moll, A., Der Hypnotismus. Fischer, Berlin 1907.
53. Messikommer, Die Auferstehungssekte und ihr Goldschatz. Zürich-Füßli 1908.
54. Müller, E., Ein Fall von induz. Irresein nebst anschließenden Erörterungen. Psych. neurol. Wochenschr. XI. Jahrg., Nr. 13, S. 185, 1909.
55. Müller, H., Ein Beitrag zur Lehre des induz. Irreseins. Inaug.-Diss. Kiel 1904.
56. Münzer, B., Psychische Epidemien. Med. Klin. *2*, 79, 1911.
57. Neidhardt, Ein Beitrag zur Kasuistik der psychischen Infektionen. Zeitschrift f. Medizinalbeamte, Nr. 20, S. 737, 1902.
58. Nina-Rodriguez, L'épidémiede folie réligieuse au Brésil. Annuaire méd. psych. Mai-Juni 1898.
59. Partenheimer, Zur Kenntnis des induzierten Irreseins. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. *6*, 326, 1916.
60. Pfister, O., Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorf. Schrift f. angewandte Seelenkunde Nr. 3, 1912.
61. Raimann, C., Über induziertes Irresein. Wiener klin. Wochenschr. Nr. 8, S. 186, 1905.
62. Riebeth, A., Über das induzierte Irresein. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. Orig.-Bd. *22*, 686, 1914.
63. Riedel, O., Über psychische Infektion u. induz. Irresein. Vierteljährl. Schrift f. med. u. öff. San.-Wesen *14*, 1897.
64. Riklin, F., Die diagnost. Bedeutung der Assoziationen bei der Hysterie. Psych. Neurol. Wochenschr. VI. Jahrg., Nr. 29, 1906.
65. Rivari, E., Una forma singolare di Pazzia a due. Arch. di Psichiatri *29*, 3, 1908.

66. Rülf, J., Das Halluzinationsproblem. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. Orig.-Bd. *24*, Nr. 1—3, 1914.
67. Ruysch, Godsdienst Waanzin. Psychiatr. en neurol. Bladen *2*, 87, 1900.
68. Sartorius, Zur Kasuistik des induz. Irreseins. Berliner klin. Wochenschr. Nr. 30, S. 1398, 1909.
69. Scharek, F. & Vlenten, C., Gleichzeitiges Auftreten einer geistigen Erkrankung bei 3 Geschwistern. Allgem. Zeitschr. f. Psych. *61*, 690, 1904.
70. Schoedel, J., Über induzierte Krankheiten (Imitationskrankheiten). Jahrb. f. Kinderheilk. *64*, Heft 4, S. 54, 1906.
71. Schönfeldt, Über das induzierte Irresein (folie communiquée). Archiv f. Psych. *26*, 202, 1894.
72. Schönhals, P., Über einige Fälle von induz. Irresein. Monatsschriff. Psych. *33*, 140, 1913.
73. Schroeter, T., The Erotogenesis of Religion. The Alien, an Neurol *34*, Nr. 4, S. 444, 1913.
74. Sighele, Le crime collectif. 5. Congr. internat. d'anthrop. crim. à Amsterdam S. 69, 1901.
75. Spitzka, E., Auftreten von Epidemien des relig. Fanatismus im 20. Jahrh. Arch. f. krim. Anthropologie *14*, 9, 1904.
76. Steckel, Zur Psychologie des Erfinders. Centralbl. f. Psychanal. III. Jahrg., S. 535, 1913.
77. Stelzner, H. F., Aktuelle Massensuggestion. Archiv f. Psych. S. 365, 1915.
78. Stierlin, E., Über die mediz. Folgezustände der Katastrophe von Courrières. Karger 1909.
79. — Effet des catastrophes sur le système nerveux. Ann. d'hyg. publ. et méd.-lég. Juillet 1912.
80. — Nervöse und psychische Störungen nach Katastrophen. Deutsche med. Wochenschr. *44*, 1911.
81. Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. 1904.
82. — Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. 1908.
83. Strasser, C., Das Kummulativ-Verbrechen. Inaug.-Diss. Zürich 1912.
84. Strauch, A., Induktions- und Imitationskrankheiten der Kinder. Münch. med. Wochenschr. *11*, 1914.
85. Terrien, Accidents hystériques d'imitations. Progrès méd. Nr. 10, S. 145, 1908.
86. Vollmer, K., Ein Beitrag zur Lehre des induz. Irreseins. Inaug.-Diss. Kiel 1914.
87. Wehrlin, K., Über die Assoziationen von Imbezillen u. Idioten a. d. Diagnost. Assoziationsstudien v. Jung 1906.
88. Weygandt, W., Beitrag zur Lehre von psychischen Epidemien. Halle a. S. Marhold 1905.
89. Wilcox, A., Communicated Insanity. Journ. of. the Ment. Science *1—4*, 480, 1911.
90. Witte, F., Ein Fall von induziertem Irresein. Allgem. Zeitschr. f. d. Psych. *60*, 36, 1903.
91. Wollenberg, Über psychische Infektionen. Archiv f. Psych. *20*, 62, 1889.
92. Woods, O., Notes of some cases of folie à deux in several members of the same family. Journ. of. Ment. science, Oktober 1897.
93. Wundt, Völkerpsychologie.
94. Zaitreff, Die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit bei Massenverbrechen. Halle a. S. Marhold 1912.